

Kp

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Wort und Bild	1
Elektrochemie. Von Wilhelm Ostwald	17
Plasmen. Von Leber	27
Braunschweig-Künzberg	31

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Verlag der Zukunft:

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Inseraten-Annahme für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 5. sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beibehaltung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Carlton Hotel Astoria
Restaurant früherer Kons
Berlin
 Unter den Linden 32.

Selzer
 Laureate & Co., Holl.



Natürl. Mineralwasser

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
 Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: A. Pause, Schöneberger Ufer 23.
 Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5395.

Man verlange stets **Grosskarbener Selzer.**

**Hervorragendes Tafel-
 und Gesundheits-Wasser**

Wamedy
 Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.
 Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144)

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Siebenundfünfzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1906.

3998

Inhalt.

Abend	348	Delbrück f. Abfuhr.	
Abfuhr	363	Dernburg f. Moriz u. Rina, f. a. Abfuhr.	
Abchiedsbrief, ein	62	Dies irae	287
1806 f. Chlodwigs Tagebuch.		Diplomatie	429
Angengruber f. Gespräche.		Dreibund, der, f. Briefe 167.	
Arbeitermangel	160	Electrochemie	17
Arzt, der	401	Englands Industrie	79
Auerstedt f. Schlacht.		Enthüllungen I	85
Auflösung, die	437	" II	127
Bismarcks Entlassungsgejuch f. Chlodwigs Tagebuch.		" III	169
Bismarcks Entlassung f. Enthäl- lungen III.		" IV	211
Bismarcks Verhältnis zu Hohenlohe f. Chlodwigs Tagebuch.		Eulenburg f. Dies irae, f. a. Praeludium, f. a. Abfuhr.	
Bismarck-Dynastie f. Enthäl- lungen II.		Fischer, der Fall, f. Enthäl- lungen II.	
Bismarck als Ministerpräsident f. Chlodwigs Tagebuch.		Flagge, die rosenrothe	247
Bismarcks Versöhnung mit Wil- helm II. f. Enthüllungen IV.		Fragen an die Meteorologen . . .	267
Braunschweig-Lüneburg	31	Frau, die, und die Kunst	109
Braunschweig f. Briefe 167.		Frau, die, und die Vernunft	381
Briefe	164	Fremde Kinder	116
Bülow f. Dies irae, f. a. Prae- ludium.		Friedenspalast, der	231
Caprivi f. Chlodwigs Tagebuch.		Friedrich Großherzog von Baden f. Enthüllungen I.	
Cave: adsum! f. Enthüllun- gen III, f. a. Abfuhr.		Fristo Versicherungen	434
Ehedverkehr	283	f. a. 362.	
Chlodwigs Tagebuch	43	Geisterbeschwörungen	422
Chodowiecki als Zeichner	241	Geister, zeitliche u. zeitlose	59
Comersee, Park am	199	Geld, theures	124
Cumberland, Herzog von, f. Braun- schweig.		Gespräche mit Angengruber	148
		Glück, das, des Schauenden	484
		Glossen	234
		Golbhunger	208
		Goluchowski f. Enthüllungen II.	
		Goethe f. Kant u. Goethe.	

Goethe f. Geister.	Reichstagsauflösung f. Auflösung.
Goethe und die Wünschelruthe f. Briefe 166.	Reichstag f. Dies irae f. a. Paralipomena.
Grenzen, die, der Wissenschaft . . . 308	Religiöse Grundtypen 342
Höhenlohe f. Enthüllungen I.	Rosengarten, aus einem 154
Hohe Schein, der 418	Ruhmeshalle, die 312
Hüttenzeichen 359	Salome f. Johannes.
Idealismus in der Kunst 422	Sand, George f. Geister.
Impressionen, politische . . . 323, 492	Schapanweisungen 431
Industrie und Politik 494	Schlacht, die, bei Auerstedt 66
Johannes und Salome 455	Schudert 397
Jerrnhaus, siebenzehn Tage . . . 280	Schulstrife, der polnische 352
Kaisermacht, alte und neue 141	Selbstanzeigen 156, 204, 275, 321, 354, 392.
Kaiser und Kanzler f. Enthüllungen IV.	Shakespeare f. Geister.
Kant und Goethe 315	Silvester 473
Kant f. Geister.	v. Stableniski f. Paralipomena.
Kolonialkrieg im Reichstag f. Abfuhr.	Straußenhandel, ein 349
Köpenick f. Enthüllungen II, f. a. Abfuhr: Pro Patria.	Stuebel f. Dies irae.
Kränze, die frühen 329	System, das neue f. Dies irae.
Künstlertypen, zwei 75	Talma 120
Kurzfuscher, fromme f. Briefe 169.	Transvaal 199
Willis Fuß 499	v. Tschirschky f. Enthüllungen II.
Meteorologen f. Fragen.	Umfuhrvorlage f. Enthüllungen III.
Moriz und Nina 1	Universität und Psychologie 103
Nachricht an den Kaiser, von der Geburt eines Entfels f. Dies irae. 1906 500	Verführer, der 271
Öffentliche Reinigung f. Dies irae.	Versicherungsgefellschaften 362 f. a. Frisko.
Ostasien 27	Voigt, „Hauptmann von Köpenick“ f. Enthüllungen II f. a. Abfuhr: Pro patria.
Paralipomena 325	Voltaire f. Geister.
Pöbbelski f. Moriz und Nina f. a. Dies irae f. a. Praeludium.	Waldersee f. Enthüllungen II.
Politik f. Industrie.	Weimar 504
Praeludium 251	Wissenschaft f. Grenzen.
Pro domo f. Abfuhr.	Wort, das 388
Psychologie f. Universität.	Wünschelruthe f. Briefe 166.
Reichsbant giro 248	Zeitliche und zeitlose Geister 59



Berlin, den 6. Oktober 1906.

Moriz und Rina.

Kreffin, Som Hakippurim 1906.

Morizleben!

Die wärs, wenn wir Juden würden und das Königreich wieder auf's Tapet brächten? Deine Nummer. Damit bin ich aufgewachsen und grau geworden. Hast zehntausendmal citirt (obwohl sonst Carlo Moor Deine Leibrolle) und nie den Zusatz vergessen, daß es gleich danach hundsgeheim werde. Avis à la lectrice oder Schlänglein im Grase? Mit der Möglichkeit, hienieden könnten Frauen wandeln, die von Natur anständig sind, rechnen gewisse Leute ja nicht; selbst wenn leibhaftige Beispiele vor Augen. Schließlich Lottens Sache; mir ist Ehrgeiz gründlich abgewöhnt. Aber wie denken Euer Liebden jetzt über das Spiegelbergprogramm? Zeitgemäß, scheint mir. Dir wohl schon lange. Hast Dich vom wilden Antisemiten, dessen rabbia (der arme Moische!) die Schwester zügeln mußte, so sacht ja zum Judenpatronatsherrn entwickelt. „Mit den Jahren wird man klüger, mein Engel!“ Natürlich. Jedenfalls schlauer. Römer 12, 11: Schicket Euch in die Zeit! Kannst Dich, comme l'autre, auf die Schrift berufen. Und hältst in jedem Tempo Schritt. Rasch genug geht's. Vor 'nem Jahr bekam die Djeanleuchte in Israel die Brillanten zur Zweiten Klasse, vor 'nem halben wurden zwei Auserwählte geadelt; und jetzt haben wir die jüdische Excellenz. Cöhnchen aus Dessau war Baron? Stimmt. Bließ aber Hofjude, Kammerknecht, wurde nie seriös genommen (und ahnte sicher nicht, bis zu welcher Höhe seine Millionen es bringen würden). Heute ist's anders. Retter aus allen Nöthen. Unjereins versteht nichts; ist altmodisch, unbrauchbares Gerümpel. Licht und Heil aus dem Orient. Die schwarzen Herren müssen uns zeigen, wie man regirt. Und kein Junker wagt, den Schnabel zu wehen. Seit ich's laß, muß

ich immer denken, wie mir zu Muth wäre, wenn ich den Jungen nicht damals von der Idee abgebracht hätte, sich für Südwest zu melden. Im besten Fall hätte er's drüben sechs Monate ausgehalten; und sähe jetzt vielleicht in Curer muffigen Wilhelmstraße, mühte vor dem Kind Israels die Hacken zusammennehmen und ihm „ganz gehorsamst“ rapportiren. „Barum denn nicht? Einem Piffikus, der was gelernt und geleistet hat, mache ich lieber Honneur als Einem, der nur manierlich und bei der Ahnenparade Flügelmann ist.“ Witterst wohl, daß Dein hochmoderner Schwager das Wort hat. Dem behagts. Wasser auf seine Mühle. So mußte es kommen. Immer vorausgesagt. Wechselnder Mond. Neue Bedürfnisse nicht mit alten Mitteln zu befriedigen. Meinst, ich antworte? Fehlte noch. Ja: wenn er heftig würde. Hütet sich aber. Markirt das Lämmlein. Zergeht auf der Zunge. Kein Angriffspunkt. Sogar beim Abendfläschchen beinahe mäßig. Der kalte Regen, den wir, viel zu früh, Wochen lang hatten, konnte einen Fridolin in Rage bringen. Ihn nicht. Konservirt uns das Grün, säufelte er. Zeigt mir jetzt mit innigem Blick jede späte Rose. Steht gerührt vor den Georginen. Birscht nach Raupen. Trällert mit den Mägen. Gemüthvoll. Draußen und drin. Die Greisin erhält Unterricht. Väterlichen. Alles wird ihr hübsch erklärt. Wie einem Guckindiewelt. Selbst das Alte Testament muß herhalten. Einzige Frage der schloßweißen Schülerin: Wie wärd, wenn wir Juden wärdn? Mildes Lächeln als Antwort. Nicht aus der Abgeklärtheit zu jagen. Und mit diesem Individuum hause ich nun allein auf der Klitsche.

Allein. Du ahnst es nicht. Hast's mal geahnt; drei Viertelstunden lang. Als der fremde Herr mit ihr, die nun seine Frau hieß, aus dem Saal gelauften war. In Eurem Reisekleid sah sie so blutjung und mädchenhaft aus. Bis dahin (nicht wahr?) hatte mich tapfer gehalten. Ruhe im Glied; auch als der Pastor die Thränenendrüse ein Bißchen forsch drückte. Römerin, sagtest Du; und Lotte begriff die Pommerngewächse wieder mal nicht. Keiner fragte, was mich das Römische koste. Nach dem Abschiedsfluß kam die Befcherung. Gheult wie ein Schloßhund. Du warst an meiner Seite, nahmst mich ins Kaffeezimmer und sprachst wie ein Bruder. Will die Worte nicht wiederholen. Haben Manches aus Deinem Schuldbuch radirt und werden niemals vergessen. Das selbe Blut: erst in solchen Stunden fühlt man, was es ist. Hätte keinen Anderen auch nur angehört. Gewirkt hats ja nicht gleich. Klang Alles kalt und verständnislos; männlich, ums cräment zu sagen. Ist mir aber geblieben; und war gut. Was hilft's? Gegen solchen Schmerz ist kein Kraut gewachsen. In den schlimmsten Nächten stellt man sich so nicht vor. Als wir nach Haus fuhren, seit Jahren zum ersten Mal ohne das Kind von einem Fest (Fest!), wußte ich:

Das heißt nie. Briefe? Jeden Tag kommt einer, geht einer. Das gute Kind giebt sich alle Mühe, Interesse zu zeigen, unser Leben auch aus der Ferne mitzuleben, und unterstreicht die Sehnsucht so dick, daß es flezig aussieht. Das Malheur ist, daß man Augen im Kopf hat. Hinter jedem Wort den Herrlichsten von Allen erkennt; merkt, wo die Feder es eilig hatte, und die Kleine bedauert, die einer millionenmal lieberen Beschäftigung die Zeit zum Schreiben abstiehlt. Besuche? Danke einstweilen. Wäre den jungen Leuten lästig; und für mich nicht wie einst im Mai. Bin für Entwöhnung. Weder für geflickte Stiefel noch für plombirte Gefühle. Und verliebtes Volk muß unter vier Augen sein, bis es sich langweilt; muß sich zusammenraufen, sagt der blauweiße Bundesbruder. Sonst hält's nicht. Da der Dritte sein: gefegnete Mahlzeit! Von Pflicht ist nachher noch genug die Rede. Daß so ein Sorgenpüppchen es fertig kriegt, Alles, was ihm von Kind auf die Welt war, plötzlich vergißt, weil ein blonder Schnurrbart und eine schmale Patsche (mit Sommer-

ἡ ψοφίτη) ἰσθὺς ἀγγεργὰν ἔχων: ἐράειν εὐνίμαε. Sou amo nuß ja' avér so sein. Kannst nix machen, Königliche Hoheit. „Und sie werden sein ein Fleisch“. (Auch solche jüdische Sache.) Ich habe ihr Zimmer. Da hat sie, seit sie Acht wurde, gewohnt; wollte bis zuletzt keine größere Stube. Ihr Kinderspind steht noch drin, Mutter's Damastsofa und die Kommode, auf der Lute das Würmchen gewickelt hat. Da riecht's noch nach ihr. „Und die Mutter blicket stumm auf dem ganzen Tisch herum“. Weidet sich, wie der später vom Teufel geholt Doktor, im Dunstkreis der Fernen satt und plärrt, daß es den ruppigsten Dorfklöter jammern könnte. Na, Schluß. . Kannst's doch nicht nachfühlen; beim besten Willen nicht. „Nur wer selbst eine einzige Tochter hat das Haus verlassen sehen“, schrieb Bismarck, als seine Marie weg war, an den König.

Einfach fabelhaft Adolfsens Birement. Ganz Hingebung. Weich und süß; Schlagjahne ohne Pumpernickel. Sprach schon von dem Elementarunterricht, den, als Erjah-Nieze, gratis erhalte. Auch wenn nicht Stunde ist, zärtlich wie ein Wellensittich. Immer zu Haus und am Schürzengipfel. Läßt Bücher und Notizen kommen, schlägt Kutschfahrten (wohin denn?) vor, fragt, ob den langen Winter nicht lieber in Berlin verbrächte; thut, sérieusement, als müsse ers morgen in alle Rinden einschneiden. Alles, um mir's „zu erleichtern“; um „eine noch engere Gemeinschaft herzustellen“. (Delirium clemens? Bei Onkel Poltes Wamsfell nanntest Du'so; und daran erinnert's mich manchmal.) Mühe giebt er sich ja. Beißt, wenn ihn das Zipperlein packt, die Zähne zusammen und läßt keinen Ton heraus. Dann thut er mir leid und ich bin viel netter, als ers verdient. Nur über der Zeitung stöhnt und winselt er fast

jeden Tag. Politik? Der! Piepvergnügt, wenn Alles drunter und drüber geht. Rein: die niederträchtigen Papierchen verknittern ihm die Stirn. Das theure Geld habe, wie ein Hagelschlag die Ernte, alle Geschäfte verdorben. Verstehe natürlich keine Silbe davon, muß die Vitanei eines Entarteten aus guter Kinderstube aber Tag vor Tag anhören und darf nicht mal sagen, wie gern ihm jeden Nackenschlag aus der Windrichtung gönne. Sonst Musterknabe in reiferen Jahren. Das Mädel fehlt ihm auf Schritt und Tritt; er wills aber nicht wahr haben und stellt sich, als habe Philemon immer nur für Baucis gelebt. Zu spät; Durettest den Freund nicht mehr. Demokrat: war schon schlimm genug. Spekulant: geht nicht. Kommt schließlich noch so weit, daß Kopf und Kragen verjurt und der Junge Königs Rock ausziehen muß, weil Papa Landwehrmajor nicht länger zuschustern kann. Und Das bildet sich im Ernst ein, für Unserens sei höchste Seligkeit, von früh bis spät neben ihm auf der Stange zu sitzen.

Der Kleine stahl sich nach dem Manöver ein paar Stunden für uns ab; konnte aber nicht mal über Nacht bleiben. Etwas marode, doch in besserer Stimmung. Ueber Theaterspiel und Lebende Bilder dürfe diesmal kein Ehrlicher klagen. Richtigem Kriegszustand so ähnlich wie irgend denkbar. Glorious summer für Moltke, der nach unten unerbittlich gegen alles Dekorative gewesen sei. Auch S. M. nicht sanft gegen einen (im Auto herangeholten) Regimentskommandeur, der seine Leute allzu bildschön entwickelt hatte. „Wir arbeiten nicht für den Photographen.“ Endlich! Gesamtwirkung, namentlich auf die Fremden, 1^a. Die Kerls frisch noch beim Abmarsch; trotzdem vorher kein Pappenstiel. Nur werde die Geschichte, mit Automobil, Luftballon, Telephon und ähnlichem Zauber, nachgerade höllisch kompliziert und der Hellste könne heute nicht wissen, wie der Hase laufen werde, wenns wirklich Blei regne. Nach der Leistung in Südwest und nach diesem Kaisermanöver sei die Scheu, mit uns anzubinden, aber gewachsen. Zu gutes Material und zu stramme Arbeit, als daß man draussen auf ein Jena rechnen könnte. Denkst Dir, wie michs freute. Wieder mal Sonne. Der beste Forster kam auf den Tisch.

Wann denn sonst? Auch wenn der Junge im Haus wäre: viel Erfreuliches ist, weiß Gott, nicht zu sehen; und die Silberhaarige hat diesmal kaum den Muth, den unbrüderlich schweisgamen Erbherrn hart anzufassen. Siebt ja nichts zu berichten. Mit dem Herrn Kanzler, der sich immer seine Kerngesundheit beschheimigen läßt und immer beurlaubt ist, bin für den Rest irdischer Tage fertig, seit so gräulich gegen Pod benommen. Der aber auch zum crève-coeur geworden ist. War immer für ihn; weil seine Sache versteht und beinahe schon der Einzige, der vor dem Mob nicht knixt. Setzt aber leise degoutirt. Frau als

Theilhaberin in Armeelieferantengeschäft (doch so ziemlich das Wildeste), Gütertrennung etc. pp.: plus fort que moi. Trotzdem die Uebertreibungen Einen fast auf seine Seite zwingen. Noch nicht dagewesen, daß ein preussischer Minister so geheßt und geschimpft wurde und der Oberkollege davor keinen Finger rührte. Und trotzdem im eigenen Haus erlebe, wie schnell diese ekelhaften Geldgeschichten einen Edelmann in die Vinsen bringen. Aber ein Minister Seiner Majestät! Kann nicht mit; und wenns hundertmal genehmigt war. Konnte sich doch denken, wie, bei seiner Stellung, uns Allen die Sache schaden würde. Natürlich sagt die Bande jetzt laut, er habe auch die Viehpreise nur so hoch gehalten, um seine Schweine und Dachsen besser zu verwerthen. Das läppert und eitert Monate lang hin (unter Bisniard, so oder so, unmöglich) und Keiner wagt, zuzufassen. Dito bei den anderen Skandalen. Jeder londoner Commis und pariser Marronibengel rümpft die Nase und brüllt: Panama! Als ob nicht aus dem saubersten Hühnerstall mal ein schlechtes Ei kommen könne. Unsere Schuld. Andere sind nicht so dumm, die Nachbarschaft neben den löblichen Haufen zum Kränzchen zu laden. Jetzt wirds ja werden. Kein Tag ohne Reklame für den neuen Herrn aus Jakobs Stamm. Judenblätter wie Subals Harfe. Einer von ihren Leuten mußte kommen, um uns zu zeigen, was eine Harfe ist. „Der Junker hat auch im Staatsdienst abgewirthschaftet.“ Wir dreht sich der Wagen um, wenn ich solche Frechheit lese.

Ringsum kein Grund zur Fröhlichkeit. S. M. nach Amerika? Than I will also got a ticket to see him. Fehlte noch. Deutscher Jesuitengeneral (von Deinem Schwager grober Zehler des Herrn Papstes genannt, weil Abfall der Franzosen beschleunigen, anderen Romanenbrot verbittern müsse) ließ mich eifig, weil mit Muttermilch eingesogen, daß diese Brüderschaft immer gegen uns wühlt. Ueber den cronberger Besuch des King mögen die Cumberländer sich freuen (für die er sich fast in Feuer geredet haben soll); nichts für uns. Sehe nur, daß die berühmte „Lage“ so unbequem geblieben ist, wie sie im Jahr Deines Triumphes war. Die italienischen Mausfallenhändler haben allen Respekt verlernt. Jeden Monat mindestens eine Verbrüderung mit Frankreich und England. In den Blättern (die Hochzeitreisenden schicken das Zeug angestrichen; sonst wüßte ich nichts) Gift und Galle gegen die Deutschen. Die dabei immer noch, wie über die ernsthafteste Sache, über den seligen Dreibund reden. Und Franz Joseph, der von der alten anständigen Manier nicht loskam, scheint nun auch Matthäi am Lezten. Der Schlag (auch Albrecht, dem der Rock der schwedter Dragoner so gut stand, gehörte ein Bißchen dazu) stirbt nun wohl allmählich aus. Und wie lange es dann noch ein Oesterreich geben

wird, das für uns mitzählt, wissen nicht mal die Götter in der Großen Bude am Königsplatz. Dazu das Gerede von einem englisch-russischen Vertrag (poor Nikolaus!) und einer französisch-englischen Militärkonvention. Das Geschimpf der Sippschaft in Mannheim (selbst der avancirte Sozialist, der an meiner grünen Seite röthlich schimmert, fand es diesmal allerdings zum Einschlafen langweilig). Die Verpolakirung unseres Adlerlandes (deutsche Arbeiter kaum noch zu erschwingen). Nicht heiter. Merkwürdig, daß S. M. trotz Alledem gerade jetzt gegen Schwarzseher loszog. Haben von der Sorte doch wirklich nicht allzu viel. Und „dulde ich nicht“ sogar der Royalistin gegen den Strich. Herr und Gebieter ersparte, in Apfelmußstimmung, den sonst üblichen Epilog; hob nur das feuchte Trinkerauge gen Himmel (wo er doch rein gar nichts zu suchen hat). Die stets Verhöhte aber dachte still bei sich: Mußt nicht eigentlich mit, wenn den Schwarzsehern die Thür gewiesen wird? So weit sind wir. Herrliche Tage. Und der Junge steht dicht vor dem lange ersehnten Karmesinstreifen.

Herbst, Morib der Weise. Hier übrigens jetzt beste Qualität, wie die noch nicht excellenzlichen Söhne Jakobs sagen. Die große Kastanie vor dem Schlafzimmer hat zwar dicke gelbe Ränder, aber noch alle Blätter; ihre Früchte aus dem Stachelkleid zu pellen, war noch als Braut Niezens Michaelisvergnügen. Alles vorbei. Doch wirklich schön seit vorgestern. Geranien, Fuchsien, drei richtige Rosen. Das Lorberne nachts noch draußen; und der Nasen vorn eine Pracht. Grün, gelb, roth. Sonnenschleier von einer Couleur, die selbst bei Bister nicht zu haben. Vollmond im Kalender und alle Förster um Drei auf den Beinen. Wie wärs? Könntest dem Kandirten vielleicht endlich wieder eine Büchse in die Hand schmeicheln. Zwischen zwei Schlüchchen zuflüstern, daß sinnlos, immer hier zu hocken, Thränen zu trocknen, die ihm nicht fließen, und die liebe Eitelkeit mit dem Glauben zu füttern, die (hélas!) Miteingespante sei selig, wenn der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte zurückkehrt. Auch der Deinen thut Ruhe und Mast gut. Bist aus dem Noabitischen aber wohl nicht mehr loszueisen. Zeitgemäß. Am Ende lerne ichs auch noch. Siehst ja, daß mich bemühe. Herausgebracht wie ein Christenmensch Euer Versöhnungsfest (nächstens Nationalfeiertag?) schreibt, und dem Stummen in sein Serail (leugne nicht!) gerade heute deshalb die Hand zu neuem Bund hingestreckt. Küsse Lotten. Die verschachtet sicher nicht um Silberlinge den Heiland. Du aber passest in diese Welt. Viel besser als die einsame

Mina.

Berlin, Kummers Tag 1906.

Giuditta! Biede Bethuliens!

Würde Deine Hochgestalt nicht übel kleiden. Zu der bedenklichen An gelegenheit mit dem wilden Mann aus Assyrien zwar wohl wenig Lust; sonst

aber ganz Dein Fall. „Lieben Brüder, höret mich! Lasset uns singen ein neues Lied dem Herrn, unserm Gott. Weh den Heiden, die mein Volk verfolgen!“ Auch: „Und sie ward sehr alt und blieb in ihres Mannes Haus, bis sie hundertundfünf Jahre zählte.“ Nur traue Adolfo nicht die Dummheit zu, während der Gerstenernte das Zeitliche zu segnen, wie Manasse selig that. (Da aus den „Büchern, welche der Heiligen Schrift nicht gleich gehalten, doch nützlich und gut zu lesen sind“, darf der Name das gläubige Borussenherz nicht ärgern.) Siehst also primo, daß der Reinette meiner armen Seele eine dankbarere Rolle zugedacht als Cuer Hochwohlgeboren mir; Spiegelberg doch kaum mehr de mon emploi. Und secundo, daß hier auch noch achtbare Bibelfestigkeit; und nicht etwa nur im Erzväter- und Erzgauner-Theil. Löblich, daß 3 Mose 16 und 4 Mose 29 wieder gelesen und läuternde Bekanntschaft mit dem Kasel erneut. Aber den Uebertritt in den Alten Bund wollen lieber lassen. Unbequeme und in reiferen Jahren doch recht lästige Ceremonie. Agrarische Einfalt (Bismarcks Wort, hohe Frau!) überschätzt den berliner Kurs Semis wohl auch beträchtlich. Warum wimmert Ihr denn? Was an dem neuen Mann so shocking scheint, ist eigentlich doch verzährt. Familie seit ungefähr 40 getauft, urchristliche Mutter und Frau, Onkel seit 66 im Herrenhaus, Typus beinahe derbfattisch. Und der Einzige, auf den in omnibus schwört, hat die Kolonien, ohne daß es Euch Reine schauderte, dem prononcirt jüdischen Herrn Paul Kayser anvertraut; der zwar keinen Papa bei Woffe (nur fürs Feuilleton übrigens, nicht mal mehr als Redakteur, sondern als nationalliberaler Plauderer und dort Renommichrist), aber ein feines Brüderlein bei Bebel hatte. War freilich secundum ordinem (Dein Unvergleichlicher spricht die totesten Sprachen wie vorpommersches Platt) die Leiter hinaufgekrochen und als Jurist bei uns Mädchen für Alles. Fritz aber, Borussin, Dein ältester Fritz hat schon geschrieben: „Wie schickt sich denn ein Justizmann zu dem Fach? Davon versteht er ja nichts. Und soll auch Keiner Dergleichen wieder dabei gesetzt werden.“ Endlich sind sie dahinter gekommen. Der richtige Mann? Abwarten; setzt er die Reise nach Afrika, wo allerdings viel Schwarz zu sehen, nicht schnell durch, ist das halbe Spiel schon verloren. Die richtige Gegend sicher. Verstehe die Fraktion Nina wieder mal nicht. Gings so denn weiter? Mit Ernst Schwachmatikus, Hellwig, Rose, Jacobs (Kapstädter Ungedenkens) und den Anderen ejusdem farinae? Eine Schwalbe macht ja keinen Sommer. Und über die Verachtung des „Roosmich“ sind wir nachgerade doch weg. Alles, was Reine hat, heranzubringen nicht Einer aus der großen Bankwelt? War nicht mehr zu entbehren. Verehrlicher Bundesrath wird zum ersten Mal hören, wann und wie man

Anleihen macht, ihren Kurs nicht ins Skandalöse sinken läßt, die Börse schröpft, ohne sie thöricht zu schwächen, den Abfluß des Geldes eindämmt; wo draußen die wichtigen Nachrichten zu holen sind (der kindische Einfall, mit Bankengeld fremde Zeitungen zu bestechen, ist ja nicht zu Stuhl gekommen); welche Zollpositionen für unsere Industrie wesentlich, welche gleichgiltig sind; wie man nach moderner Erfahrung organisiert; mit Briten und Vankees profitlich umzugehen hat; um was es sich heutzutage überhaupt handelt. Weiß da oben ja Keiner. „Excellenz“ war ein Bißchen viel; für den Tshin aber wohl nöthig. Und Geschrei beweist nur, daß selbst die fecksten Proben noch kein rechtes Selbstbewußtsein haben, vom Titel sich imponiren lassen und, weil Einer von ihnen es vielleicht morgen eben so weit bringt wie irgend ein Buchka, Hammerstein oder Richthofen, sich anstellen, als sei der Raschiach in Sicht. Zeichen ihrer Schwäche und unserer Stärke, ma mie. Optil des Dir Ergebensten einen Happen feyerlicher Industrie und Bank macht die Sache. Löblichen Behörden haben nur für Sicherheit und Ruhe, Ordnung und Freiheit (siehe Egmont) zu sorgen. Höherer Schutzmannsdienst; meinerwegen höchster. Aber verdammt wenig Productives. Jedenfalls nicht steiler Aufstieg von Bank zur Kolonialdirektion.

Zunker natürlich weder abgewirthschafet noch Gerümpel. Blech. Nöthig wie das liebe Brot. Können aber kein Monopol verlangen; und sitzen doch überall noch ziemlich fidel um die Quellen der Macht. Auch einmal eine Probe von dem Gegentheil, meinte Don Philipp, der selbst für Pommerland wohl konservativ genug wäre. Und Rassenkreuzung, Bismarcks Rezept, auch für Bureaucratie nicht schlecht. Die ältesten Stammbäume tragen selten Genießbares. Wir sind an politischen Talenten nicht reich und müssen nehmen, was die Kelle bietet. Ist von Euch einer gerissen und auf die Grofschen erpicht, dann paßt den werthen Standesgenossen auch wieder nicht in den Kram. Womit ich auf den Bod komme. Werde nicht lange drauf bleiben. Ehoße wächst Einem zum Halse hinaus. Also nur: Segen die Kleiderordnung, aber mit höchster und allerhöchster Genehmigung; und Gravirendes bisher nicht erwiesen. Für den Reichskanzler, über dessen Verhalten d'accord, bis auf Weiteres die sichtbarste Schluppe. Der Mann, den er wie einen ertappten Hausdieb behandeln ließ, heimst eine Huld nach der anderen ein. Sahst im „Tag“ Bild mit Kronprinzen? Setzt zum Dreimännerstat nach Rominten geladen. „Mein Bernhard fürchtet für seine Stellung“: verbürgtes Wort. Ist aber nicht empfindlich und schluckt Alles. Zur Psychologie des Angeeschuldigten wäre zu sagen: Wenn aus dieser Schicht Einer ins Geldverdienen kommt, kennt er bald keine Skrupel mehr und übermauschelt den schwärzesten Zocker. Daher der Name Tränkel von Donneres-

marck. Daher das ewige Gedräng nach Aufsichtsrathstellen, wo die p. l. Granden im Grunde doch nur Geschäftsvermittler und Kundenremorqueurs. Kannst den dicken Victor ja als rathenower Husaren. Nicht gerade üppig. Als Landwirth nachher eilig gearbeitet und aus der Kiste geholt, was zu holen war. Milchernes und Schweinerneß. Aber nichts gegen die Einnahmen der Leute, an denen er sich als Politiker reiben mußte; und die Jungen wuchsen rasch heran. Plötzlich kam der Segen von oben: aus dem Rauchfang, in den er die (patriotische; wer hatte denn dennemals „Meinung“ dafür?) Toppelskirchenanlage geschrieben hatte. Nicht wie bei armen Landleuten: hundert Prozent; und mehr. Gleich wieder raus aus den Kartoffeln? Kein Bein. Man macht sich seinen Verd. Einer nimmt dem lieben Vaterlande doch die blanken Markstücke ab; bin ichs nicht, ist's ein Anderer. Um Begünstigung betteln ich nicht; wird sie, weil ich dabei bin, gewährt, ist's nicht meine Schuld, sondern Stuebels und seiner Konjorten. Stimmt. Und der angeborenen propreté ist man so sicher, daß niemals, wie sogar bei Raubbauern und Börsenschwänzerregisseuren, gefragt wird: Wie wirkt's von draußen? Man fühlt sich gefeit. Vorschlebung der besseren Hälfte thöricht, aber mildernd naiv; lieh sich, *entre cousins et entre cousines*, doch so dieckeln, daß Keiner herankonnte. Seid friedlich, sagen die berliner Demoißelles; der Eine holts aus Südwest, dem Anderen massirt der Leibmedikus eine Millionenbtschaft aus einem Patienten heraus, „damit dieser bedeutende und den Interessen der Hansestädte so nah stehende Staatsmann nicht länger auf das Bischens Gehalt angewiesen ist“. Die Jacke paßt mir noch weniger als die Hose. Wie lange der Pod nun noch zu Wasser geht? Keinen Schimmer. Hier erzählen sie, Schorlemer stehe schon vor der Thür und Conrad solle den Handel erben, wenn sein Freund Delbrück, statt des für die Nachfolge Posadowsky's ausersehenen Bethmann-Hollweg, ins Innere kommt. (Auch ein Exemplum. Warum schriet Ihr nicht Peter, als der danziger Oberpräsident, der von Gewerbe und Handel so viel wußte wie Dein Bruder von Hieroglyphen, berufen wurde?). Alles aber ganz ungewiß. S. M. wechselt nicht gern mehr. Und Podbielski packt eben seinen Musterkoffer mit den neusten Anekdoten saftiger Sorte aus. Die lancirten Nachfolgernamen verrathen heutzutage nur, wer unmöglich gemacht werden soll. Das ist längst schon des Landes der Brauch. Für mich das Betrübenste, daß im Staatsministerium nicht Einer gegen die officiösen Niederträchtigkeiten vom Leder gezogen und den Herrn Präsidenten gebeten hat, für Nachtbirschgänge sich gütigst anderswo Gesellschaft zu suchen.

Von Breslauer Rede ziemlich spät gehört; weil diese Sachen jetzt grundtätzlich überschlage. Kein Verhältniß zu so „impulsiver“ Auffassung von Ge-

Schichte und Politik. Fritz und Otto hätten auch keine. Dann stolperte man ja in jedem Leitartikel und Witzblatt darüber. Schlimm. Natürlich bist Du una poenitentium (Adolf weiß Alles), einst Kathrinchen genannt, und mitaufgefördert, das Bündel zu schnüren. Tröste Dich, lehre Preuhin: wegen Wagenmangels können wir Alle fürs Erste nicht mit. Gerade die neue Auflage der Staubshüttelrede hat bewiesen, wie viel sich in den letzten Jahren geändert hat und wie wenig die Lügen gefruchtet haben, die officiosissime, oft nun auch vom Ausland her, verbreitet werden. S. M. könnte leicht die Probe machen: wenn die Kommandirenden, Oberen Hofchargen, Adjutanten, Hauptquartier auf Diensteid und Ehrenwort fragt, kommt noch kein Halbduzend coeurs légers zusammen. Bettet Spielrädchen? Die abhängigen Pessimisten mag er dann wegzagen. Wir aber „haben diesen Boden uns geschaffen durch unsrer Hände Gleiß“; sind auf Duldsamkeit nicht angewiesen und bleiben, solange es uns beliebt. Demokratisch? Nee, Döchtling; nur männlich und deutsch. Sonderbare Wendung übrigens auch nach außen wieder schädlich; weil zeigt, wie es bei uns ausfieht. Anlaß zu der Schlusspointe unklar. Diplomaten behaupten, englisch-russische Abmachung sei gerade bekannt und aus Paris gemeldet worden, der britische General French habe mit französischen Kameraden die Mobilmachungspläne ausgetauscht; der Better, den wir Rhinocerose in Rathhäusern und Zoologischen Gärten feiern, soll sich fest verpflichtet haben, in fünf französischen Häfen seine besten Lommies, Reiter und Hochschotten zu landen; für Heer und Flotte die gemeinsame Strategie fix und fertig. So weit ging Albion noch nie. Kein Kinderspiel, holde Kriegerin; als Marstein wohl aber nur kohlschwarz zu tünchen. Pariser Bureaux sind selten ganz pilzdicht. Und als der Courier gekommen war, wurde in Breslau Frißens Leistung gegen den Dreibund illuminirt und, vielleicht in der Erwartung, daß die Nachricht den Optimismus zwischen Maas und Memel nicht fördern werde, wie im Mailedes russischen Mädchens gerufen: Seht den Himmel, wie heiter!

Kannst nicht finden. Auch nicht, daß an Stoff zu Berichten fehlt. So gar embarras de richesse. Ob Sir Edward Grey auf der lansdownischen Basis mit den Russen schon ganz einig ist, weiß nicht. Dafür spricht, daß die russischen Anleihen (der von den vereinigten Hanswürsten für diesen Herbst vorausgesagte Bankerot muß sich beeilen) von der londoner Hochfinanz gehalten werden. Geschieht es heute nicht, so geschieht es morgen, spricht der Dänenprinz. Eduards größte Kanone. Als siche de consolation bekamen wir die Visite in Friedrichshof (nicht bei S. M., nota bene, sondern bei Margreten, die den Bruder eingeladen hatte). Verständigung über Persien, Tibet

und andere schöne Gegenden; insbesondere auch Solidarität in der Behandlung des Islams, der schwierig zu werden anfängt; und Mitwirkung beim nächsten Pumpwerk. Alles schon im April prophezeit. Daß der Ring bald geschlossen sein werde. Es ist erreicht. Bismarcks bösester Traum war die Erneuerung der kaunitzischen Koalition: Frankreich, Rußland, Oesterreich. Heute siehts anders aus. Franko-russischer Vertrag (der den Zaren verpflichtet, eine bestimmte Truppenzahl in Europa zu halten). Franko-britische entente und Militärkonvention. Anglo-russisches Abkommen. Und zu diesem schon recht ansehnlichen Grüppchen gehört im Osten Japan, das (ein verwünscht gescheiter Gedanke) je nach der Konjunktur gegen Rußland ausgespielt oder mit Rußland geschreckt werden kann; gehören im nächsten Westen Italien (des Herrn Bernhard-Polonius bitterste Blamage), Spanien und Portugal. Bescheidenen Ansprüchen genügt; Dem namentlich, der bedenkt, wie wir noch zehn Jahre nach dem Berliner Kongreß dastanden. Englands Ziel ist, uns so einzukesseln, daß wir, weil nirgends Rückhalt, uns mit ihm abfinden und auf rasche Expansion verzichten müssen. Leider schon recht hübsche Erfolge. Wir tappen in jede Falle. In Südwestafrika mußten, ob der Reichstag Güh oder Gott sagte, die Südbahnen längst, weil strategisch unentbehrlich, gebaut sein und die fünfzehntausend Mann, die Britanien wie eben so viele Albe auf der Brust lagen, bis in die Pechhütte bleiben. Wenns auch sechs Dreier mehr kostete (nicht so viel übrigens wie die sträfliche Vertrödelung des Bahnbaues). Die Sache wollte es; die nationale Sache, Durchlauchtigster, die wichtiger ist als die Vermeidung einer Parlamentsguerilla. Aus Rücksicht auf England, auf das doch nur Rücksichtslosigkeit wirkt, ist von den Marineforderungen schon Röhiges gestrichen worden. Kommen aus dem Haag oder über den Kanal etwa noch ärgere Zumuthungen, dann wäscht kein Regen dem Leitenden die Schande ab.

Vier Trümpe, zirpen die Kosafeser, sind uns sicher: Oesterreich und Rom, die Türkei und Amerika. Weißt ja, daß immer gern mit Menschlichem rechne. Also: Franz Joseph und Pius, Abd ul Hamid und Roosevelt. Bier halb oder ganz Aufgegebene. Die klugen wiener Bielester setzen dem alten Kaiser nur noch eine kurze Frist. Das letzte Unwohlsein hat ihn mehr mitgenommen als je eins und er, der sein schweres Leben lang heiter war und mit unbewölfter Stirn am Sarg des Sohnes und der Frau stand, ist zum ersten Mal trübfinnig und nicht amusable. Die Schwarzgelben wissen, daß sie mit einem nahen Regierungswechsel rechnen dürfen, die ADeutschchen haben ihr Programm revidirt und Alles aufs Ganze gesetzt (engsten Anschluß ans Hohenzollernreich) und in den Redaktionen wird leise für die Trauernummern vorgearbeitet. Pius

wird durch bössartige Sichtsanfalle gehindert, auch nur das Nöthigste zu arbeiten. Der Sultan hat den Krebs; alle Botschafter und deutsche, französische und italienische Professoren wissen, daß ein kleines Wunder geschehen muß, damit er noch länger als drei Monate leben kann. Und ob Herrn Roosevelt der starke Tabak aus Kuba rettet, ist mindestens zweifelhaft. Sehr niedlich, wie er zuerst die europäische Situation benützt hat, um in Brasilien (gehört auch zu unseren Schiffbrüchen) Onkel Sam's Stellung zu stärken; dann auf dem Panamerikanischen Kongreß und in Roots Wanderreden die Südstaaten beschwichtigen ließ: „Wir thun Euch nichts; wir achten jede Selbständigkeit“; und vor den Wahlen nun seinen Kochtopf an das nachts geschürte kubanische Feuerchen rückt. Einen Präsidenten, der Kuba, natürlich nur, weil die Insel sonst der Anarchie anheimfiele, in den Yankeeconcern bringt und ihm den Makel willkürlicher Annexion erspart, eine solche Perle muß Jeder wiederwählen. Vorher waren die Motten in Theodys Prestige; zu laut den emperor gemimt und von Wirthschaftssachen keinen Dunst. Jetzt raucht er wieder; Havanna sei Dank. Vielleicht gehts noch einmal. Wahrscheinlich einstweilen aber, daß sich das Riesenbaby, dem alle Dinge zum Guten gedeihen müssen, zur Abwechslung mal auf die andere Seite legt und den Demokraten ins Weiße Haus einlogirt.

Das sind die Personalialia. Auf Franz Joseph folgt Franz Ferdinand, auf Sarto dann wohl, schon Frankreichs wegen und nach Wegfall angeblich österreichischen Protestes, Rampolla. Faden und Nummer grundverschieden. Konstantinopel und Washington wären dubiose Posten. Aber der Sohn Deiner Mutter kann auf Wunsch auch sachlich sein. Drei Fragen hinter Oesterreichs Thür. Kann ein Habsburg-Lothringer, mit seinen Magyaren und Czechen, einen Krieg für germanische Weltmacht führen? Gegen eine (wenn auch nur latente) Koalition kämpfen, der außer den größten Westmächten Rußland und Italien angehören? Wird er, mit seinen schon jetzt kaum noch zu haltenden Deutschen, dem Hohenzollern, dem Balkankonkurrenten, Machtzuwachs oder Verlegenheit wünschen? Danke. Was in den Kanzleien gesponnen wird, kommt erst später ans Licht. Vielleicht entpanzert Italien nächstens auch die venezianisch-ubinische Flanke, wie jetzt die an Frankreich grenzende. Jedenfalls hat es nach der unseligen Mensurdepeche eine große Portion Zuckerzeug und Sachertorte aus Wien bekommen, der alte Herr hat sich die ungewohnte Mühe persönlicher Telegramme gemacht und Botschafter Lüchow, der im Quirinal alle Thüren öffnet, wird vermuthlich den edlen Goluchowski ablösen. Womit dem berliner Adressaten dann gesagt wäre: „Fahrn' mer, Guer Gnaden; aber nie ohne meinen Spezi aus Rom.“ Verweile noch zwei Sekunden am

Liber, mein Herz. Dann ist's ein Aufwaschen. Zu den Ereignissen, die unbeachtet geblieben sind, zählt auch dieses: das Papstthum hat aufgehört, eine politische Großmacht zu sein. Voltaires Schuld, könnte Jean Jacques wieder sagen. Einer von Peccis seinem Kaliber gewönne persönlichen Nimbus; die Kurie als solche aber hat im internationalen Handel nicht viel mehr zu bieten. Uns? Artigkeiten; so lange die Protestanten auf den Protest verzichten und sich nur noch durch eine Schattirung ins Graue vom alten Katholumuster unterscheiden. Auch bis zum Protektorat über die Orientchristen ist's noch eine ganze Ecke. Diese Trumppfarte macht den Skat nicht fett. Der Sultan wäre schon eher Etwas. Wer den Islam hat, kann den Briten auf vielen Herden die Suppe verfalzen. Erstens aber haben wir die Absicht so schlecht verborgen, daß ein Blinder sie mit dem Krückstock fühlen konnte. Deshalb die Kraftprobe am Sinai und die neuen Maschen im Neg. Gegen die vereinte Macht der Engländer, Russen, Franzosen, Italiener und, nicht zu vergessen, Japaner (die mit den asiatischen Mohammedanern ein ernstes Wort sprechen könnten) ließe kein Grohherr die Gläubigen marschiren. Zweitens wirkt die Suggestion des blonden Kaisers nicht mehr, seit in Marokko so fürchtbar hereingeschlittert sind und Hoffnung auf Hilfe gegen englische Uebergriffe nicht erfüllt haben. Könnte mit hundert Beispielen belegen, daß der Köder nicht mehr zieht. War ja der Zweck der Sinaiübung, zu zeigen: Seht Ihr, was bei Denen zwischen Versprechen und Halten liegt? Drittens war der Kalkul auf die Viertelmilliarde unter Mohammeds Fahne überhaupt falsch. Arm in Arm mit dem Sultan kann heute Keiner mehr sein Jahrhundert in die Schranken fordern; auch nicht, wenn er sich weniger christlich aufdonnerte als wir. Bismard hat diesen Plan, der noch aus Waldersees Schwarzlücke kam, nie für diskutabel gehalten; trotzdem er, geräuschlos, für die Organisirung des Türkenheeres stets das Mögliche gethan und, als er die Stadt der Halbmond süchtigen vor dem Einzug der Russen bewahrte, sich da unten einen dicken Stein ins Brett gebracht hatte. Und eben so falsch scheint mir die mit der selben unvorsichtigen Offenheit Jedem vor die Nase gehaltene Rechnung auf Nordamerika. Familienzank mit John Bull; im entscheidenden Augenblick aber nie gegen England zu haben. Für den nächsten Industriekonkurrenten, der Britanien schon überholt hat, als Helfer? Pas si bête. Außerdem noch Japan bei den Philippinen als Spagenscheuche. .. Wenn mit den Vierer ein Grand zu machen ist, will ich Kieselack heißen. Glaubens ja auch nicht. Thun nur, als fechte ihren Gleichmuth nichts an; als sei jede Verständigung der Anderen unser Gewinn. Begrinsen freundlich jede entente. Das Lächeln aber nur, was hinter den Alpen das Angstkommando: Faccia feroce!

Mußt deshalb nicht etwa glauben, daß es im Wurfkessel schon siedet und wallt. Der Deutsche verkauft, wenns drauf und dran kommt, seine Haut theuer. Und uns trägt's noch. Ganz fühlbar werden die Folgen dieser Jahre vielleicht erst dem nächsten Geschlecht. Aber die Welt wird verbaut; und jeden Tag kann uns ein Ziegelstein auf den Kopf fallen. Sind schon zum Prügeln designirt. Persische Putzche, deutscher Jesuitengeneral, panislamische Bewegung, Menikoffs Weigerung, den westmächtigen Kartellvertrag zu unterschreiben: Alles wird in den preußischen Kommißstiefel geschoben. Fürchte nicht Krieg, aber unwürdige Zumuthungen (Anblick des apenninischen Cancan ist schon eine) und Verationen. Seit in Algestraß, statt noch zwei Wochen still auf dem (pardon) Allerwerthesten zu sitzen, vor sämtlichen Operngütern zurückgewichen, ist der letzte Respekt zum Teufel und im Maschinenhaus riecht's nach Olmüß. Oben zwei auf ihre Art brillante Naturen; aber kein Augenmaß, kein eigentliches Politiktalent. Bin sehr dafür, Frühen zu feiern. Wenn nur die charitable patience, der er seine Ode sang, die vertu bienfaisante et constante, bei Gß- und Schreibtiß nicht immer vergessen würde! Wir haben einen Schulfall der Rhetorenherrschaft, vor deren Gefahr Bismarck so oft gewarnt hat.

Schade. Das Land leistet, was nie zu erträumen war. Der Schlot raucht, Alles verdient grob: darum mag Keiner sich lange mit Politik ärgern und die Zornbäche verfrachten selbst nach der größten Dummheit schnell. Regiren ist heute bequem. Für die Zufriedenheit der Quiriten sorgen die Männer am Pflug, in den Hütten, Fabriken, Kontoren. Zwei dunkle Punkte. Einen hat Adolfs, der göttliche Dulder, Dir schon gezeigt. Dieser Mehrer seines (und, scheint mir, Deines; oder auch Gütertrennung?) Reiches hat, wie immer, so Recht: das theure Geld verdirbt die Geschäfte. Eigentlich müßte der Aktionär sich heute in Scheffeln zumessen; denn alle Hauptgewerbe sind in floribus und das Gerede von den Brot raubenden, die Exportindustrie erdroffelnden Handelsverträgen hat sich im ersten Semester als Quark erwiesen. Aber das Geld wird unerschwinglich: und davor zittert der Produzent, der Bankmann und die Börse. Die Industrie hat für neue Anlagen, Erweiterungen, technische Reformen in diesen Jahren Unsummen verbraucht; und Unsummen sind über's Weltmeer gegangen. Richtung New York. Hier kann ich dem agrarischen Herzen endlich mal Freude bereiten. Die wahnwitzige Spekulation in Amerikanerpapieren wird zur nationalen Gefahr. Die Leute denken nicht dran, wie plötzlich es drüben jedesmal anders kommt; noch weniger, ob es anständig und klug ist, die Heimath zu entblößen, dem deutschen Gewerbeden Lebenssaft abzuzaufen. Sehen, was an Kanada, Val timore (und wie das Zeug sonst heißt) verdient worden ist, und tragen hin, was sie

haben und mit ihrem Bankkredit erreichen können. Wenn durch dieses Loch nicht so viel abgelaufen wäre, hätten wir Pharaos fettstes Jahr. Ganz richtig von Euren Hähnen, daß gegen die Einschleppung dieser Papierpest krähen. Zur politischen Erziehung gehört auch das Gebot: Du sollst den Pfennig, der zu Haus hecken kann, nicht Deinem Konkurrenten leihen, weil er Dir Bacherzins verspricht! Das andere Uebel ist noch viel ernster und mit bewährter Latwerge überhaupt nicht zu heilen. Du klagst, Ihr Alle klagt über Arbeitermangel. Erst der Anfang, Goldreinette. Der Anfang von einem Ende. Ahnst nicht, daß unsere letzte Arbeiterreserve auch in Stadtgebiet fast aufgebraucht ist. That-sache, die deutlicher als jede Umsatzziffer für das beispiellose Wachsthum unserer Industrie spricht und Euch Hartköpfe über das wahre Kräfteverhältniß belehren könnte. Der Unternehmer sucht mit der Laterne nach „Händen“. Eine Etape. Früher gab's für einen Faulen oder Störrigen zwanzig süßgam Schanzende. Der Arbeitgeber konnte sich Herrn im Haus fühlen. Jetzt haben Forderungen und Strikes ganz andere Ausfichten; denn an Ersatz ist nicht zu denken. Die foaliten Arbeiter werden zu Herren des Betriebes. Zweiter Grund, der Unternehmungslust dämpft. Zu wählen zwischen Birthschaftstillstand und Menschenimport. Slaven oder (politisch und national nicht so gefährliche) Kulis: wird das Thema der nächsten Jahre. Müßte natürlich längst Thema aller Themata für die Rothen sein. Die ihren Marasmus aber nur noch zu Schimpfereien und Taktiferfintchen aufspeitschen können. So viele helle Köpfe und Alle zusammen Null ouvert (hast mich mit Deinem Bod heutewirklich ganz in den Vierkat gebracht). Reden, wie anno Marx, noch von Hungerpeitsche und Reserwearmee, die den Lohn drücke. Wissen gar nicht, was vorgeht. Leben, wie die älteren Juden, in und von ihrer Bibel. Mannheim der Erwähnung nur werth, weil Parteiendgiltig von Gewerkschaften besiegt. Die sind nicht auf den Logos gedrillt, haben fünfmal mehr Menschen als die Bebelorganisation, stehen im Leben und werden das Rennen wesentlich rascher machen. Wieder ein Schritt ins Englische, My-lady. Deutsche Tradellions als unantastbare Herrscher in Werkstat und Fabrik.

... Ins Bodenlose verschwaht und statt des Familienbriefes ledernsten Geschäftsbericht geliefert. Altersschwachsucht, blühend Ohnegleiche. Hast mit der Behauptung, daß Stoff mangle, herausgefördert. Stoff giebt's immer; vermiffen nur Trompetenpolitiker, die, wenn kein Tusch zu blasen, mit ihrem Blech nichts anzufangen wissen, und Duzendtschreiber, die sich nur von Konserven nähren, bei Nacht nichts wachsen sehen und an stillen Tagen gleich auf die Menschenrechte, die Friedensschalmel und den Zusammenschluß sämmtlicher ent- und geschiedener Liberalismen kommen. Mußt es eben leiden; oder als Tapete

für Aepfelförbe verwenden. Intimes heute nicht mehr möglich. Schreibkrampf. Und Lottchen, das wieder mal Appetit auf Carmens Loreador hat, klingelt sich die Seele aus dem Leib und könnte, wenn nicht pünktlich zur Abfahrt gestiefelt, recht unsanft werden. Wozu auch? Wie behaglich Ihr Zwei auf dem Stängelchen sitzt, hast ja wunderschön geschildert. War meine Prognose nicht richtig? Zweiter Honigmond; ohne die hart angreifende Hitze des ersten. Enfin seuls! Dachte, wie Du, daß der Dritte dabei vom Uebel. Schwieg und wartete. Locke auch heute noch nicht her; trotzdem allerlei Leckeres zu sehen, zu hören, zu schmecken. So gegen Weihnachten, hoffen wir; da wirds etwas kühl um die Herzgrube, weil im Haus Keinem mehr aufzubauen und zu bescheren. Wenn alle Stricke reißen, bettle ich mir den Zungen für die selige Nacht vom Obersten los: dann bist mir sicher und bekommst, nach häuslichem Unterricht, hier Deine Feiertagsprämie. Daß Mariachens Abmarsch ins Gelobte Land Dir barbarisch nahegegangen ist, weiß ich. Glaubst mirs ja aber nicht. Stöhnst, wenn nur in die Gefühlsgegend komme, wie der weniger angenehme Herr Macduff: He has no children! Stimmt ja so ziemlich. Dieses höchste Glück kaum kennen gelernt. Deshalb aber noch kein roher Skythe. So weit langt das Endchen Phantasie. Ein Riesenloch, das nicht bis nächsten Donnerstag heilt. Haut und Haar transplantiren: nützt noch am Meisten. Dein Musterexemplar von Mann bietet Dir ja den erforderlichen Beizen und Etliches drüber hinaus. „In jener Stunde wirst Du erkennen, welch treues Herz Du Dein konntest nennen“: in Eurem Schloß (bitte: Schloß!) dürfte der milde Sever es Normachen vorcoloriren. Hast's auch erkannt. Steht in Milchschrift zwischen den Zeilen. Und wie ihn, den von eifersüchtiger Mutterliebe manchmal angeschwärzten Idealpapa, als Gefährten, so findest eines Tages die Tochter als Freundin wieder. Betest mit ihren Kindern, hast ihre Sorgen unter dem Kopfkissen, bist in ihren Geheimnissen; tiefer als der Herr Kapitän oder dann Viceadmiral. . . Herbst? War nicht so schlecht für ältere Leute. Im Frühling möchte Unser eins noch einmal die sève ascendante spüren: spürt nichts und seufzt. Im Sommer spränge, schwämme und kletterte man gern: geht nicht mehr. Im Herbst fühlt man sich ganz zu Haus. Paletot, Regenschirm, Gummischuhe. Und noch immer Sonne. Immer noch Wärme. Und Bunt vor dem Auge. Bei Euch Glücklichen sogar Rosen. Alles, was ein wohltemperirtes Herz braucht. Lotte hats bei mir nicht so gut gehabt. Mit der Zeit sich aber ihr Eckchen gepolstert und den stacheligen Knubben hübsch vertragen gelernt. Nun ist's auch im Kreis Schlahe so weit. Fast evangelisch. Wie wärs, wenn wir Christen würd'n? Nein: erst die Schwester; dann

Moriz.



Elektrochemie.*)

Alessandro Volta, der geniale Physiker, der Galvanis Zinkkupferzellenversuch zu einer glänzend durchgeführten Theorie der Elektrizitätserregung durch den Kontakt entwickelt hatte, hat sich merkwürdiger Weise den chemischen Erscheinungen, auf die er bei seinen Versuchen beständig stieß, ganz und gar verschlossen. Er betrachtete die Oxydation seiner Zinkplatten höchstens als eine lästige Begleiterscheinung seiner Versuche, die ihn nöthigte, die Platten immer wieder zu reinigen, nicht aber als einen wesentlichen Bestandtheil der Vorgänge. So war es denn einem anderen Forscher vorbehalten, die fundamentale Erkenntniß zu gewinnen, daß die von Volta mit so großem Scharfsinn aufgestellte und experimentell begründete Spannungsreihe der Metalle nicht verschieden ist von deren Oxydationsreihe: am positiven Ende stehen die Metalle, die sich am Leichtesten oxydiren lassen, am negativen die edlen; und zwischen beiden sind die Metalle genau in der Reihenfolge geordnet, wie sie sich gegenseitig aus ihren Lösungen fällen. Der Mann, dem wir diese fundamentale Entdeckung verdanken, heißt Johann Wilhelm Ritter (1776 bis 1810). Sein Name ist wenig bekannt, obwohl er unter den ersten in der Elektrochemie genannt zu werden verdient. Denn er hat außer dieser Entdeckung noch eine Reihe anderer gemacht, die gleichfalls für die Elektrochemie von grundlegender Bedeutung geworden sind . . . Weber die unerwartete Beziehung, die Ritter aufgedeckt, noch die interessanten Experimente, durch die er sie erläutert hatte, erregten indessen die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt. Dies geschah erst, als Volta seine Säule erfand und damit ein Mittel gab, die Spannung einer Kette auf jeden beliebigen Werth zu erhöhen. Es ist sehr spaßhaft, die Worte zu lesen, mit denen Volta die Beschreibung seiner großen Erfindung einleitet. Er betont dabei, daß es sich eigentlich um etwas sehr Ueberflüssiges handle. Er habe die ganze Theorie der galvanischen Erscheinungen entwickelt und durch Messungen gestützt. Es seien allerdings nur kleine Kräfte, die zur Messung gelangten, und es gebe Menschen, die damit nicht zufrieden seien, daß die Strohhalme seines Elektrometers sich um einige Linien aneinander bewegten; sie wollten, daß sie gleich an die Glaswände anschlugen. Und eben so seien sie nicht zufrieden, einen kleinen elektrischen Funken zu sehen; er müsse auch tüchtig knallen. Um nun solchen Ungläubigen Thomaßen die Einzelheiten seiner Theorie in großem Maßstabe vorzuführen zu können, gebe er das Verfahren der Verstärkung der elektrischen Wirkung durch die Zusammen-

*) Fragmente aus einem Abschnitt der „Leitlinien der Chemie“, die Geheimrath Ostwald in diesen Tagen in der Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt. Ein paar Früchte aus einem Gebiet also, das der Laie noch jetzt mit schauerndem Gefühl betritt; und auf dem er sich doch zurechtfinden muß. Dazu kann ihm das interessante, die Mühe des Wanderers reichlich belohnende Werk helfen, von dem der berühmte Verfasser mit Recht gesagt hat: „Ich hoffe, durch die zur Geltung gebrachte Auffassung- und Darstellungsweise, bei der die allmähliche Ausgestaltung und Reinigung der allgemeinen Begriffe viel mehr in den Vordergrund tritt als die Erforschung einzelner Thatsachen und ihre praktischen Anwendungen, nicht nur einen Beitrag zur Geschichte der Chemie, sondern auch einen solchen zur allgemeinen Wissenschaftsgeschichte zu liefern.“



setzung der einzelnen Glieder zu einer Säule an. Und dann beschreibt er seine große Erfindung in ihren Hauptformen, der Säule und der Gefäßbatterie.

Zu einem wirksamen Werkzeug der Elektrochemie wurde Voltas Säule erst, nachdem sie in andere Hände gekommen war; und zwar sofort. Volta hatte seine Erfindung in einem Brief beschrieben, den er an Banks, den Präsidenten der Royal Society in London, zur Veröffentlichung in den Philosophical Transactions dieser Gesellschaft gerichtet hatte. Banks ließ den Brief, bevor er ihn abdruckte, längere Zeit bei seinen Freunden cirkuliren, die sich beeilten, die von Volta beschriebenen merkwürdigen Versuche zu wiederholen. Bei dieser Gelegenheit bemerkten zwei von ihnen, die sich sonst nicht durch wissenschaftliche Entdeckungen ausgezeichnet hatten oder künftig weiter auszeichneten, Nicholson und Carlisle, daß, wenn die Leitungsdrähte von den Enden der Voltaschen Säule ohne unmittelbare Berührung sich in einer Wassermasse befanden, eine Gasentwicklung an beiden Enden eintrat. Unter den entwickelten Gasen wurde Wasserstoff alsbald mit Sicherheit erkannt; das andere erwies sich als Sauerstoff. Eben so konnte die Auscheidung verschiedener Metalle aus den Lösungen ihrer Salze beobachtet werden, die regelmäßig an dem Draht auftraten, der mit dem negativen Ende der Säule verbunden war. Diese Versuche waren die Einleitung zu einer Anzahl anderer Experimente, die nach den verschiedensten Richtungen ausgeführt wurden und die schnelle Entfaltung einer eigenen Wissenschaft, der Elektrochemie, bewirkten. Die Wechselwirkung zwischen dieser und der allgemeinen Chemie war sehr verschiedenartig; zu Zeiten hat die Tochter ihre Mutter vollkommen beherrscht, zu anderen Zeiten war sie fast ver schwunden. Sehr in neuer Zeit scheint sich ein dauerhafter Verkehr eingestellt zu haben, indem die Elektrochemie in dem ihr zukommenden Gebiete (dem der Elektrolyte) festen Fuß gefaßt hat und, unter Verzicht auf überraschende hypothetische Beutegänge in die Nachbarländer, in ruhiger Arbeit untersucht, wie weit sie etwa ihren Einfluß noch mit legitimen Mitteln ausdehnen kann.

Drei Richtungen lassen sich vorwiegend unterscheiden, in denen die Elektrochemie sich entwickelt hat. Erstens ist die Voltasche Säule ein mächtiges Mittel zur Hervorbringung chemischer Reaktionen. In solcher Weise hat es eine präparative Elektrochemie nicht nur am Anfang der hier zu schildernden Periode gegeben, sondern bis auf den heutigen Tag werden mit Hilfe des elektrischen Stromes wissenschaftlich und technisch neue Stoffe und neue Darstellungsweisen entdeckt. Zweitens hat die Untersuchung der elektrischen Stromleitung in den Elektrolyten zu sehr weitgehenden und tiefgreifenden Aufschlüssen geführt. Die hier liegenden Probleme sind stufenweise während einer sehr langen Periode bearbeitet worden, deren Schwerpunkt mehr nach unseren Tagen hin verschoben erscheint. Endlich ist die Frage nach der Quelle der elektrischen Erregung in der Kette ein Problem gewesen, das,

„Denns Vor' wort' ausgeworfen also' scheinod' geiozt, immer' wieder neue Arvnet erfordert hat und dessen vollständige Lösung auch heute noch nicht ganz erreicht ist.

Von all den verschiedenen Forschern, die sich zunächst mit der Feststellung und Aufklärung der chemischen Wirkungen der Voltaschen Säule beschäftigten, erreichte keiner glänzendere Erfolge als Humphry Davy (1778 bis 1829), ein junger Physikochemiker, der vor Kurzem zum Professor an der Royal Institution ernannt worden war. Durch seine Thätigkeit und die seines unmittelbaren Nachfolgers Faraday ist der Fortschritt der Elektrochemie während längerer Zeit in engen Zu-

Zusammenhang mit dem schlichten Laboratorium dieser Gesellschaft gebracht worden. Davys Arbeiten nahmen einen sehr bescheidenen Anfang. Es war sehr bald beobachtet worden, daß die Umgebung des negativen Poldrahtes, nachdem der Strom einige Zeit durchgegangen war, alkalisch reagirte, während die des positiven saure Reaktion aufwies. Dies schien auch einzutreten, wenn man nicht Salzlösungen, sondern reines Wasser nahm, und von phantasiereichen Deuten waren darauf abenteuerliche Theorien gegründet worden. Davy stellte sich zunächst die Aufgabe, das Thatsächliche hierbei klarzustellen, und erhielt anfangs in der That Ergebnisse, die auf die Entstehung solcher Stoffe aus Wasser hindeuten schienen; denn auch sein reinstes Wasser zeigte die Erscheinung, wenn auch ziemlich schwach. Der letzte Umstand bekräftigte ihn in der Ueberzeugung, daß es sich nur um eine Verunreinigung handeln konnte; denn je reiner das Wasser war, um so weniger Säure und Basis trat auf. Da aber bereits ganz unglaublich geringe Verunreinigungen ausreichen, um die Reaktion zu zeigen — Glasgefäße gaben hierfür schon genug lösliche Stoffe an Wasser ab —, so waren besondere Vorsichtsmaßregeln erforderlich, um diese Störungen auszuschließen. Durch Arbeiten in goldenen Gefäßen (Platingeräth war damals noch unbekannt) gelangte Davy schließlich dahin, daß keine Säure oder Alkali mehr beim Stromdurchgang auftrat; und so war jenes Problem gelöst.

Wir können Davy nicht über alle weiteren Stufen seiner Arbeiten folgen. Er erkannte bald, welchen kräftig zerlegenden Einfluß der elektrische Strom auf chemische Verbindungen aller Arten ausübt, und unterwarf einen Stoff nach dem anderen diesem neuen Agens. Schließlich benutzte er es, um eine alte Frage zu beantworten: *Wie verhalten sich die Metalle, wenn sie durch einen elektrischen Strom zerlegt werden?* worden, obwohl sie sich in vielen Beziehungen den Metalloxyden ähnlich verhalten. Davy unterwarf sie dem Strom und konnte in der That eine Zerlegung nachweisen: an der einen Seite erschien Sauerstoff, wie erwartet, an der anderen Seite aber ein Metall von völlig unerwarteten, ja, unerhörten Eigenschaften. Es war nicht nur äußerst leicht, sondern entzündete sich an der Luft, insbesondere wenn es auf Wasser geworfen wurde. Es war daher recht schwer, eine zur Untersuchung ausreichende Menge dieses wunderbaren Stoffes zu sammeln; doch erhielt Davy genug, um die wichtigsten Eigenschaften des Kaliums und des Natriums festzustellen. Diese Versuche erregten ungeheures Aufsehen und machten ihren Entdecker alsbald zu einer europäischen Berühmtheit. Sie wurden überall wiederholt und bekräftigt und bildeten damals eben so einen Mittelpunkt des allgemeinen Interesses wie in unseren Tagen die X-Strahlen und das Radium.

Die spätere Entwicklung dieser Seite der Elektrochemie hat weitere große Ueberraschungen oder theoretisch einflußreiche Entdeckungen nicht gebracht. Etwa ein halbes Jahrhundert später zeigte Dunsen, daß man eine Anzahl schwer zugänglicher Metalle durch Elektrolyse der geschmolzenen Halogenverbindungen gewinnen kann; und seit im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die schnelle Entfaltung der Elektrotechnik auch dem Chemiker diese leistungsfähige Energie in reichlicher Menge wohlfeil zur Verfügung stellte, hat sich eine umfangreiche und wichtige technische Elektrochemie ausgebildet. Aber neue leitende Gedanken sind im Zusammenhang mit diesen Fortschritten nicht zu Tage getreten, vielmehr wird, zum Beispiel, jetzt wieder Natrium in der selben Weise fabricirt, wie Davy es zum ersten Mal erhalten hatte.

Die glänzenden Experimentaluntersuchungen von Davy waren nicht im Stande, eine zusammenhängende Periode elektrochemischer Forschung hervorzurufen. Die Chemie ging andere Wege und die Stoffe, die hier das Interesse mehr und mehr fesselten, die organischen Verbindungen, zeigten keine deutlichen Beziehungen zu elektrischen Fragen. Auch entwickelte sich die Elektrik zunächst wesentlich unter dem Einfluß der Anschauungen Voltas, dessen Theorie von der Entstehung der Elektricität in seiner Kette durch die Berührung der verschiedenen Leiter wegen ihrer formalen Zulänglichkeit nicht nur bei den Physikern zu unbedingter Herrschaft gelangte, sondern auch die wenigen Chemiker, die sich noch mit den hergehörigen Fragen beschäftigten, in ihren Bann zog. So bedurfte es neuer wesentlicher Entdeckungen, um den Anstoß zu erneuern. Erst vor zwei Dezennien war die Zeit so weit gediehen, daß der immer wieder bearbeitete Boden zu regelmäßiger Ernte bereitet war, nachdem eine ganze Anzahl führender Männer vergeblich das Ihre gethan hatte, um dies Ziel zu erreichen.

Schon Volta hatte Leiter erster und zweiter Klasse unterschieden. In die erste Klasse gehören die Metalle, die den Strom leiten, ohne eine Veränderung irgendwelcher Art zu erfahren, während Leiter zweiter Klasse solche sind, die gleichzeitig chemisch zerlegt werden. In diese Klasse gehören vorwiegend wässrige Lösungen von Salzen, Säuren und Basen.

Die ersten Untersuchungen von Nicholson und Carlisle ergaben bereits, daß die Thatsache der chemischen Zersetzung durch den elektrischen Strom nicht die einzige Wertwürdigkeit hierbei war. An den Stellen, wo die zuführenden und abführenden metallischen Leiter in die wässrige Flüssigkeit tauchten, entwickelten sich die Gase; an der einen Seite reiner Sauerstoff, an der anderen reiner Wasserstoff. Dies erwies sich als unabhängig davon, wie lang der Weg in der Flüssigkeit zwischen den beiden Stellen war; und alsbald entstand das Problem: wenn an der einen Seite der Sauerstoff des zerlegten Wassers sich entwickelt, wie kommt der zugehörige Wasserstoff dazu, augenblicklich an der anderen Seite zu erscheinen? Daß er auf irgendeine Weise durch die ganze Länge der Flüssigkeit schlüpft, war kaum denkbar; auch erwies sich, daß man beliebige andere Leiter zweiter Klasse dazwischen schalten kann, selbst solche, die mit Wasserstoff oder Sauerstoff reagieren, ohne daß die Gase am Erscheinen verhindert werden.

Der erste Versuch, dies Räthsel zu lösen, wurde von Theodor von Grotthuis (1785 bis 1822) gemacht, der die Theorie, die seinen Namen in der Geschichte der Elektrochemie erhalten hat, als zwanzigjähriger Jüngling veröffentlichte. Sie kam darauf hinaus, daß sich die Atome in Ketten anordnen sollten, die abwechselnd aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehen und auf die die elektrische Ladung der metallischen Leiter dann induzirend wirkt. Durch ein abwechselndes Spiel von Verbindungen und Zersetzungen, das nach dem Schema der „grande chaîne“ in der Polonaise vor sich geht, ergab sich anschaulich, daß die Elemente nur an den metallischen Leitern ausgeschieden werden, während den innerhalb der Flüssigkeit gleichzeitig vor sich gehenden Zersetzungen immer wieder Verbindungen folgen, so daß dort schließlich die unveränderte Flüssigkeit wiedergefunden wird.

Diese Theorie stand sehr lange in gutem Ansehen und sie enthält in der That neben vergänglichem Bestandtheilen einige gesunde und dauerhafte. Vor allen Dingen den Gedanken: wenn man die Bestandtheile des zersetzbaren Leiters gegen

einander sich verschoben läßt, so daß die einen im Sinn des positiven Stromes, die anderen im entgegengesetzten wandern, so werden die mittleren Gebiete des Leiters diese Bestandtheile hernach im unveränderten Verhältniß enthalten und Veränderungen oder Zerlegungen können nur an den Enden, wo der Strom aus und ein tritt, sichtbar werden. Allerdings waren durch diesen Gedanken nur Möglichkeiten einer Erklärung angedeutet; zur Gewinnung einer wirklichen Einsicht waren noch genauere tatsächliche Kenntnisse erforderlich.

Bald wurde denn auch das Problem auf experimentellem Wege weiter bearbeitet, und zwar war es Davys Nachfolger an der Royal Institution, Michael Faraday (1791 bis 1867), dem wir den nächsten großen Fortschritt verdanken. Faraday hatte sich bereits durch seine Entdeckung der elektrischen und elektromagnetischen Induktion einen hoch angesehenen Namen gemacht, als er im Zusammenhang mit allgemeinen Aufgaben sich der Erforschung der voltaischen Elektrizität zuwandte. Es handelte sich zunächst um die Frage, ob außer dem wohlbekannten Unterschiede der positiven und negativen Elektrizität noch andere, von der Herkunft abhängige Unterschiede an der Elektrizität vorhanden seien, etwa wie beim Licht außer den Intensitätsunterschieden noch Unterschiede der Farbe, der Schwingungszahl beobachtet werden können. Zu diesem Zweck war es nöthig, die verschiedenen Wirkungen der Elektrizität zu messen und sich zu überzeugen, ob diese einander proportional blieben, wenn die Herkunft der Elektrizität gewechselt wird. Hierzu dienten erstens die bekannten physikalischen Wirkungen, wie die Ablenkung der Magnetnadel, die Wärmeentwicklung u. s. w.; und zweitens sollte die chemische Wirkung benutzt werden. Bei dieser war indessen nur die allgemeine Thatsache der chemischen Zerlegung durch den Strom bekannt, dagegen nicht, von welchen Faktoren deren Betrag abhängt. Die Untersuchung dieser Frage führte alsbald zu den beiden sehr merkwürdigen Gesetzen, die Faradays Namen tragen und die Folgendes aussagen. Erstens ist in jedem Fall der Betrag der Zerlegung proportional der durchgehenden Elektrizitätsmenge, welcher Stoff auch der Zerlegung unterworfen werden mag. Zweitens verhalten sich beim Durchgang der gleichen Elektrizitätsmenge die aus verschiedenen Verbindungen ausgeschiedenen Stoffmengen wie die Verbindungsgewichte dieser Stoffe oder wie einfache Bruchtheile der Verbindungsgewichte. Die durch die gleiche Elektrizitätsmenge ausgeschiedenen Stoffmengen sind nämlich den Äquivalentgewichten dieser Stoffe proportional; sie heißen daher die elektrochemischen Äquivalente.

In einer wichtigen Beziehung that Faraday seinem eigenen Gesetz Unrecht: in Bezug auf dessen Ausschließlichkeit und Genauigkeit. Er hielt für möglich (und glaubte auch, Beispiele dafür zu haben), daß neben der mit chemischer Zerlegung verbundenen oder elektrolytischen Leitung auch noch eine ohne Zerlegung erfolgende oder metallische Leitung in den Elektrolyten stattfinden. Dann würde die zersetzte Stoffmenge der durchgegangenen Elektrizität nicht genau proportional sein. Die späteren genaueren Forschungen haben die strenge Giltigkeit des Faradayschen Gesetzes bis zu sehr weiten Grenzen ergeben. Aus dem Umstande, daß in Leitern zweiter Klasse die chemischen Vorgänge nur dort stattfinden, wo der Strom in den Leiter eintritt oder ihn verläßt, schloß Faraday weiter, daß die Elektrizität innerhalb dieser Leiter der Elektrolyte, durch deren elektrisch geladene Theilstücke,

befördert wird und daß an den Ein- und Austrittsstellen des Stromes, an den Elektroden, die Elektrizität sich allein weiterbewegt, während ihr chemischer Träger zurückbleibt und durch seine Ausscheidung im unelektrischen Zustande den chemischen Vorgang bewirkt. Diese Theilstücke der Elektrolyte, die mit dem Strom oder gegen ihn wandern, nannte er Ionen oder Wanderer, und zwar Kationen den Wanderer im Sinne des positiven, Anionen den im Sinn des negativen Stromes. Welche Theilstücke als die Ionen zu betrachten sind, hat Faraday nicht ganz konsequent und eindeutig entschieden; er sah als solche die Metalle und die Halogene an (in geschmolzenem Chlor Silber, das ein Lieblingsobjekt seiner Experimente war, kann man ja außer Silber und Chlor keine anderen einfachen Ionen annehmen), aber bei den Alkalisalzen war er auch bereit, Säure und Base als Ionen anzusehen; eben so in den Ammoniasalzen das Ammoniak, NH_3 . Um dieses Problem der Elektrizitätsleitung in den Elektrolyten hat sich von nun ab ein sehr wichtiger Theil der Entwicklung der Elektrochemie konzentriert, und zwar in konsequentem Ausbau von Faradays Grundanschauungen und unter Verbesserung der von ihm begangenen sekundären Mißgriffe.

Zunächst wurde der Begriff des Ions einheitlich festgestellt durch die Arbeiten von John Frederic Daniell (1790 bis 1845). Dieser englische Chemiker ist der Nachwelt hauptsächlich durch die von ihm konstruirte Kupferzinkbatterie im Gedächtniß geblieben; und der kleine Apparat hat in der That eine sehr erhebliche Rolle in der späteren Entwicklung der Wissenschaft gespielt. Es war die erste konstante Kette und hat als solche nicht nur als Grundlage für die genauere Messung elektromotorischer Kräfte gebient, sondern nicht weniger als Typus des idealen elektrochemischen Apparates. Man darf es aussprechen: erst seit man gelernt hat, an Stelle des voltaischen Fundamentalversuches die daniell'sche Kette zum Ausgangspunkt der Lehre von der Berührungselektrizität zu machen, ist eine konsequente wissenschaftliche Behandlung dieses Kapitels möglich geworden.

Nicht minder erheblich war die begriffliche Klärung, die Daniell durch seine Analyse des elektrolytischen Leitungsvorganges bewirkt hat. Im Fall binär zusammengesetzter Salze kann die Frage nach den Ionen dieser Salze eindeutig beantwortet werden. Daniell griff nun, entgegen der damals üblichen Unterscheidung zwischen Halogenosalzen und Sauerstoffsalzen, auf die bereits von Davy vertretene Anschauung zurück, daß auch in den sogenannten Sauerstoffsalzen das Metall das eine Ion bildet und die übrigen vorhandenen Elemente zusammen das andere Ion . . . Es ist sehr bemerkenswerth, daß ungefähr um die selbe Zeit durch rein chemische Betrachtungen auch die Sauerstoffsäurentheorie von Berzelius durch die Wasserstoffsäurentheorie von Davy ersetzt wurde. Liebig wies überzeugend nach, daß nur durch Davys Auffassung die verwickelten Verhältnisse der mehrbasischen Säuren eine einfache Darstellung erfahren können. Doch bewirkte der Umstand, daß diese reformatorische Arbeit wesentlich im Interesse der Organischen Chemie ausgeführt wurde, ein verhältnißmäßig langsames Eindringen dieser Idee in die Kreise der Anorganiker und Elektrochemiker, die an den Anschauungen von Berzelius noch lange festhielten.²⁾

Daniell entwickelte seine verbesserte Auffassung des Ionenbegriffes in einer Reihe von Arbeiten, die einer besonderen Thatsache gewidmet waren, nämlich der auffälligen Ansammlung und Berührung bestimmter gelöster Elektrolyte an den

Elektroden oder Zersetzungstellen. Es gelang ihm nicht, zu vollständiger Klarheit hierüber zu kommen. Das war erst den Forschungen von Wilhelm Hittorf (geboren 1824) vorbehalten, der nicht nur die eben berührten Fragen aufklärte, sondern weitere Schritte in der sachgemäßen Auffassung der elektrolytischen Leiter that.

Geht man nämlich von Faradays Grundanschauung aus, daß die Elektricität mit den Ionen sich durch den Elektrolyt bewegt, so kann man nach den Geschwindigkeiten fragen, mit welchen diese Bewegungen stattfinden. Diese Geschwindigkeiten müssen sich gerade in den Erscheinungen zum Ausdruck bringen, die Daniell untersucht hatte. Sei K das Kation und A das Anion eines Elektrolyts, so können wir folgende Betrachtung anstellen. Im Fall das Kation allein wandert, das Anion dagegen in Ruhe bleibt, muß nach einem bestimmten Stromdurchgang die Konzentration des Anions überall die frühere geblieben sein, während vom Kation an der Anode eine Menge fortgegangen ist, die dem Faradayschen Gesetz entspricht und die sich an der Kathode als gleich großer Ueberschuß vorfinden muß. Natürlich muß, da die Ionen nach Abgabe der elektrischen Ladung meist nicht bestehen können, dafür gesorgt sein, daß an den Elektroden passende chemische Vorgänge mit dem Theilstrüden des Elektrolyts eintreten können, welche die Bestimmung der fraglichen Mengen ermöglichen. Wandert umgekehrt allein das Anion, so muß die Konzentration des Kations überall unverändert bleiben und die des Anions die entsprechende Aenderung an den Elektroden erfahren. Wandern endlich beide Ionen, so wird an der Anode ein bestimmtes Minus des Kations, an der Kathode ein entsprechendes Plus des Anions beobachtet werden; und diese Verluste stehen in dem Verhältniß der Geschwindigkeiten, mit denen diese beiden Ionen wandern. Dies ist der einfache und durchschlagende Grundgedanke Hittorfs. Man kann durch die Analyse der Lösungen, welche die Elektroden umgeben, zu einer Bestimmung des Verhältnisses der Geschwindigkeiten gelangen, mit denen sich die Ionen durch den Elektrolyten bewegen.

Hittorf bestimmte in einer Reihe von klassischen Arbeiten diese Geschwindigkeitverhältnisse für eine große Anzahl von Elektrolyten, wobei vielerlei Aufklärung über damals fröhliche chemische Fragen verbreitet wurde. Man hätte denken sollen, daß die große Vereinfachung, welche sich aus diesen Betrachtungen für das ganze Problem ergab, alsbald zu einer allgemeinen Annahme dieser Gesichtspunkte hätte führen sollen. Das war aber durchaus nicht der Fall. Hittorf war ein junger, unbekannter Mann; und an dem vorliegenden Problem hatten damals eben einige führende Gelehrte ihre Kräfte vergeblich versucht. In Folge einer zwar nicht läßlichen, aber sehr menschlichen (Das heißt: allgemein verbreiteten) psychischen Reaktion trat nicht die Freude am erlangten intellektuellen Fortschritt, sondern die Eifersucht auf die bessere Leistung der Unbekannten in den Vordergrund und durch ein stillschweigendes Abkommen der Beteiligten, welche die Oeffentliche Meinung in der Wissenschaft, wenigstens zeitweilig, beherrschten, blieben Hittorfs Resultate zunächst ganz unbeachtet.

Dies wurde erst anders, als Kohlrausch ein Verfahren zur leichten und genauen Messung der Leitfähigkeit der Elektrolyte ausgearbeitet hatte und mit dessen Hilfe eine große Anzahl von Untersuchungen anstellte. Hierbei fand er Folgendes. Kennt man die Leitfähigkeit, die sich zwischen zwei um ein Centimeter entfernten Elektroden zeigt, wenn ein Mol (ein Molekulargewicht in Grammen) des betreffenden Elektrolyten nebst seinem Lösungsmittel sich in diesem Raum be-

findet, die molekulare Leitfähigkeit, so gilt für diese, daß sie sich bei den verschiedenen Salzen additiv aus zwei Konstanten zusammensetzt, die durch die beiden Zonen des Salzes bestimmt werden. Faßt man diese Konstanten als die Wanderungsgeschwindigkeiten dieser Zonen auf, so kann man auch sagen, daß die Geschwindigkeit jeder Art Zonen unabhängig ist von den anderen Zonen, mit denen es Salze bildet. Kohlranch bezeichnete daher sein Gesetz als das Gesetz von der unabhängigen Wanderungsgeschwindigkeit der Zonen.

Die Tatsache, daß ein bestimmtes Ion gleich schnell wandert, welche auch die anderen Zonen seien, mit denen es zu Salzen „verbunden“ ist, beweist, daß der Umstand dieser „Verbindung“ auf die Beweglichkeit der Zonen gar keinen Einfluß ausübt. Dies ist ganz unverstänlich, wenn man sich in der damals üblichen Weise vorstellt, daß die Zonen mit einander durch eine chemische Verwandtschaft verbunden sind, die von Fall zu Fall sehr verschieden groß angenommen wurde. So wandert, zum Beispiel, Kaliumion eben so schnell wie Ammoniumion in allen entsprechenden Salzen, während man doch die Kaliumsalze als durch die stärksten, die Ammoniumsalze dagegen als durch sehr schwache Affinitäten gebunden ansah. Schon Hittorf hatte auf solche Widersprüche gegen die üblichen Anschauungen hingewiesen. Kaliumsalze leiten von allen Salzen am Besten, werden also anscheinend am Leichtesten in ihre Zonen gespalten, während Quecksilbersalze sehr schlecht leiten, also einen starken Zusammenhang ihrer Zonen erkennen lassen. Dies ist gerade das Gegenteil der üblichen Auffassung von den entsprechenden chemischen Verwandtschaften.

Ferner war bekannt, daß, so lange die Polarisation an den Elektroden nicht in Betracht kommt, das Verhalten der elektrischen Leitung in den Elektrolyten von dem in den Metallen nicht verschieden ist: die allergeringste elektromotorische Kraft bewirkt einen entsprechenden Strom, der nur noch von der Leitfähigkeit abhängt. Müßten erst die Salze des Elektrolyten durch die Wirkung des Stromes in die Zonen getrennt werden, so würde hierzu eine gewisse elektromotorische Kraft erforderlich sein und erst, nachdem diese erreicht ist, könnte die Stromleitung beginnen. Da Das der Erfahrung widerspricht, hatte Clausius bereits 1857 auf Grund der Molekularkypothese angenommen, daß einzelne Salzmoekeln schon durch ihr gegenseitiges Zusammentreffen in ihre Zonen gespalten würden und daß diese die Stromleitung besorgen. Doch würde aus dieser Annahme folgen, daß die molekulare Leitfähigkeit um so geringer werden müßte, je verdünnter man die Lösung macht, weil das Zusammentreffen und die davon abhängige Spaltung um so weniger erfolgen müßte, je entfernter die Molekeln in Folge der zunehmenden Verdünnung von einander sich bewegen. Nun zeigt die Erfahrung aber gerade

das Gegenteil: die molekulare Leitfähigkeit nimmt bei verdünnung zu und nähert sich dabei einem Maximum, das für viele Salze bereits bei mäßigen Verdünnungen praktisch erreicht wird. Man müßte also im Sinn dieser Hypothese vielmehr annehmen, daß die Zonen in der verdünnten Lösung von einander ganz getrennt sind und sich um so mehr verbinden, je häufiger sie sich in konzentrierteren Lösungen begegnen. Clausius konnte diesen Schluß noch nicht ziehen, da er die zuletzt erwähnte Tatsache nicht kannte. Dagegen ist er von Svante Arrhenius (geboren 1859) im Jahr 1887 gezogen worden; und mit ihm hat die neue Periode der Elektrochemie begonnen.

Zunächst kann man diese Annahme von ihren hypothetischen Bestandtheilen befreien, indem man sich auf das Gesetz der chemischen Massenwirkung stützt. Betrachtet man die Ionen als Stoffe, die unter gewissen Bedingungen selbständig bestehen können, so folgt aus dem erwähnten Gesetz unmittelbar, daß mit steigender Konzentration eine zunehmende Verbindung, mit steigender Verdünnung eine zunehmende Spaltung eintreten muß. Ja, das Gesetz läßt sogar den Zusammenhang des gespaltenen Antheils mit der Verdünnung voraussehen und die Erfahrung hat die Voraussicht in einer sehr großen Anzahl von Fällen exakt quantitativ bestätigt.

Eben so hat sich in Übereinstimmung mit der Theorie ergeben, daß Kohlrauschs Gesetz von der unabhängigen Wanderung der Ionen eine genaue Geltung erst bei sehr großer Verdünnung erreicht, wo die Ionen-spaltung oder elektrolytische Dissoziation praktisch vollständig ist. Bei geringeren Verdünnungen gibt es annähernd, wenn man solche Elektrolyte mit einander vergleicht, deren Dissoziation annähernd übereinstimmt.

Aber die glänzendste Bestätigung erfuhr die Theorie von Arrhenius im Zusammenhang mit Van 't Hoff's Theorie des osmotischen Druckes. Während nämlich diese Theorie von den Verhältnissen der organischen Verbindungen völlig befriedigende Rechenschaft gab, verlagte sie scheinbar hoffnungslos in dem überaus wichtigen Fall der wässrigen Salzlösungen. Die osmotischen Drücke, Erniedrigungen des Gefrierpunktes und Erhöhungen des Siedepunktes, die man bei solchen Lösungen beobachtete, erwiesen sich als viel zu groß. Sie waren bei Salzen vom Typus des Chlorkaliums fast doppelt so groß, wie sie sein sollten, und hingen beim Kaliumsulfat und bei ähnlichen Salzen bis in die Nähe des dreifachen theoretischen Wertes. Bei Salzen von übereinstimmendem Typus waren die Abweichungen von gleicher Größe und Beschaffenheit.

Die Annahme einer Polymerisation des gelösten Stoffes war unzulässig, denn sie hätte gerade das Gegenteil — zu kleine Werte des osmotischen Druckes und der davon abhängigen Größen — ergeben. Die Annahme einer Dissoziation schien ausgeschlossen, da es sich bereits um die einfachsten Formeln handelte, die man schreiben konnte. Da die Konstante des Gesetzes von Van 't Hoff mit der Gaskonstante übereinkam, war auch die Möglichkeit ausgeschlossen, etwa bei den als Typen benutzten organischen Verbindungen Polymerisation anzunehmen, um für die Salze richtige Werte zu erhalten; außerdem ergaben die verschiedenen Salztypen verschiedenartige Abweichungen und verhinderten so eine einheitliche Rechnung in solchem Sinn. Kurz, die Widersprüche waren so groß, daß Van 't Hoff sie ungelöst lassen mußte, indem er als Ausdruck für das irrationale Verhalten dieser Stoffe einen Irrationalkoeffizienten i einführte und für sie die Gleichung des osmotischen Druckes in der Gestalt $pV = iRT$ schrieb. Hier nun zeigte Arrhenius, daß der ominöse Koeffizient i stets und nur bei solchen Lösungen auftritt, die den elektrischen Strom leiten und also Elektrolyte sind. Nimmt man an, daß in solchen Lösungen nicht die Salze als solche bestehen, sondern daß sie mit steigender Verdünnung zunehmend in ihre Ionen zerfallen, so erklären sich alle die Widersprüche auf einmal. In einer Lösung, die ein Mol oder 74,5 g Chlorkalium enthält, ist nicht ein Mol gelöster Substanz vorhanden, sondern es sind bei großer Verdünnung, wo das ganze Salz in die Ionen Chlor und Kalium zerfallen ist, zwei Mole da. Daher ist auch der osmotische Druck doppelt so groß,

wie man ihn unter der Annahme des unzerlegten Bestehens des Chlorkaliums berechnet, und eben so die von ihm abhängigen Änderungen des Gefrier- und Siedepunktes. Bei weniger verdünnten Lösungen ist der Zerfall unvollständig und sind die Abweichungen entsprechend kleiner. Alle scheinbaren Widersprüche gegen die Theorie des osmotischen Druckes verschwinden durch die Annahme der elektrolytischen Dissoziation und vermindern sich in eben so viele Bestätigungen dieser Theorie und der Theorie der elektrolytischen Dissoziation.

Endlich erklärt diese Theorie altbekannte, aber niemals verstandene chemische Thatsachen. Die analytische Chemie der salzartigen Verbindungen ist dadurch gekennzeichnet, daß die verschiedenen Reagentien niemals das einzelne Salz anzeigen, sondern nur die übereinstimmenden Bestandtheile oder Zonen beliebiger Salze erkennen lassen. So werden alle salzartigen Chloride durch Silbersalze gefällt, unabhängig von dem Metall oder Radikal, mit dem das Chlor verbunden ist (oder vielmehr war). Und als Reagens auf solche Chlorverbindungen braucht man nicht etwa gerade das übliche Silbernitrat zu nehmen: jedes beliebige Silber Salz thut es, wenn es nur im Wasser löslich ist. Wie so diese einfache Beziehung besteht, konnte früher nie begriffen werden und man hatte nur deshalb aufgehört, sich darüber zu wundern, weil man es alle Tage erlebte. Jetzt war plötzlich Alles klar geworden: die analytischen Reaktionen erfolgen zwischen Zonen, und damit sie eintreten, müssen eben nur die betreffenden Zonen vorhanden sein. Silberion ist ein Reagens auf Chlorion, und wenn diese Beiden innerhalb einer Lösung zusammentreffen, so entsteht der Chlor Silberniederschlag, unabhängig davon, welche andere Zonen zugegen sein mögen. Denn diese haben keinen Einfluß, weil sie frei neben den genannten Zonen bestehen.

Zum Schluß dieser Betrachtungen sind noch einige Worte über die Natur der Zonen zu sagen. Im Sinn der Atomhypothese hat man sie als elektrisch geladene Körperchen betrachtet, die vermöge einer besonderen Eigenthümlichkeit nur ganz bestimmte Elektrizitätsmengen oder einfache Multiple dieser Menge enthalten können. Und zwar haben die physikalischen Forschungen der neuesten Zeit über die Elektrizitätsleitung in Gasen zu der Ansicht geführt, daß diese Elektrizitätsmengen Elementarquanten der „Elektrizität“ seien, die sich nicht weiter theilen lassen, sondern, ähnlich den ponderablen Atomen, die letzte Grenze der möglichen Verkleinerung der Elektrizitätsmengen darstellen. Wir können diese Betrachtungen hier auf sich beruhen lassen; so interessante Ergebnisse sie auf dem Gebiete der Gasleitung geliefert haben: für die Leitung in Elektrolyten haben sie keine neuen Gesichtspunkte von Belang ergeben. Von unserem allgemeinen Standpunkt aus werden wir nur sagen können, daß der Durchtritt von Elektrizitätsmengen durch die Grenzflächen von Elektrolyten nach aller Erfahrung mit dem Freiwerden entsprechender Stoffmengen verbunden ist. Darüber, wie innerhalb der Elektrolyten die Beziehung zwischen diesen Stoffen und der elektrischen Energie aufzufassen ist, giebt die Erfahrung keinen Anhaltspunkt, ausgenommen den, daß ein Stromdurchflössener elektrolytischer Leiter sich in jeder Beziehung nach außen genau eben so verhält wie ein Stromdurchflössener Leiter erster Klasse von gleicher Gestalt und Leitfähigkeit. Man bedarf daher auch keiner besonderen Annahme hierüber.

Die chemische Auffassung der Zonen ist durchaus die, daß sie spezifische

Stoffe mit spezifischen Eigenschaften sind. Es hat in der ersten Zeit der Ionen-
theorie viel Erörterung darüber gegeben, daß die elementaren Ionen von den be-
treffenden Elementen so ganz verschieden seien. Die voraussetzungslose Auffassung
ist, Beide als allotrop anzusehen, etwa wie Sauerstoff und Ozon oder rothen und
weißen Phosphor. Denn die einzige hypothesenfreie Definition der Allotropie be-
steht darin, daß es sich um Stoffe von gleicher Zusammensetzung, aber verschie-
denem Energieinhalt handelt. Diese Definition trifft auch für die Verschiedenheit
zwischen Chlorgas und Chlorion zu; doch ist sie nicht erschöpfend. Alle Ionen
haben außerdem die Eigenschaft, daß sie nur gleichzeitig mit äquivalenten Mengen
entgegengesetzter Ionen vorkommen. Von welcher chemischen Beschaffenheit diese
anderen Ionen sind, ist ganz gleichgiltig; wesentlich ist nur, daß stets gleichzeitig
äquivalente Mengen von Kation und Anion in einer Flüssigkeit anwesend sein
müssen. Nur wenn diese Flüssigkeit elektrische Ladungen als Ganzes trägt, darf
und muß man die Anwesenheit eines Ueberschusses entsprechender Ionen annehmen,
die gleichzeitig mit der Ladung an der Oberfläche des Leiters angeordnet sind.
Doch sind diese Mengen unter allen Umständen äußerst klein, da geringen Stoff-
mengen sehr große Mengen Elektrizität entsprechen. Man gelangt somit zu einer
zusammenfassenden Vorstellung von der Beschaffung der Ionen, wenn man sie als
Stoffe ansieht, die mit bestimmten, sehr großen Elektrizitätsmengen verbunden sind
und deshalb andere Energieverhältnisse und auch andere physikalisch-chemische Eigen-
schaften besitzen als die gleich zusammengesetzten nicht ionisirten Stoffe. Ähnlich
wie der Gaszustand durch die Behaftung mit großen Volumen gekennzeichnet ist,
so ist es der Ionenzustand durch die Behaftung mit großen Elektrizitätsmengen;
und in beiden Fällen bedingt das Vorkommen der bestimmten Energieart (Volumen-
energie und elektrische Energie) bestimmte, einfache und allgemeine Eigenschaften.

Groß-Bothen.

Professor Dr. Wilhelm Ostwald.



Ostasien.

Nach in Portsmouth zwischen Rußland und Japan der Friede geschlossen war,
sprachen Begeisterte vom Anbruch einer neuen Ära, die den Handelsver-
kehr mit Ostasien schnell erweitern müsse. Ob diese Prophezeiung für Deutschlands
Handel und Industrie schon zur Wahrheit geworden ist? Kenner Ostasiens mahnen
tätlich, man solle die Gelegenheiten nicht ungenützt vorübergehen lassen, sondern
sich die Geschäftschancen sichern, ehe es zu spät wird. Diese stets wiederholte Er-
mahnung läßt befürchten, daß die Morgenröthe der neuen Handelsära noch ziem-
lich blaß ist. Praktische Politik haben auf diesem Gebiet bisher eigentlich nur die
deutschen Schifffahrtsgesellschaften getrieben, die ja schon seit zwanzig Jahren den
Verkehr mit Ostasien aufgenommen haben. Die Hamburg-Amerika-Linie hat in
ihrem letzten Geschäftsbericht wieder betont, daß der deutschen Exportindustrie in
Ostasien sich ein weites, noch zu wenig behautes Feld biete. Auch wurde auf eine
den selben Gegenstand behandelnde Brochure des Herrn von Brandt, der früher

Deutschlands Gesandter in Peking war, hingewiesen (die, wie behauptet wird, von der Hamburg-Amerika-Linie angeregt worden sein soll). Nicht zu leugnen ist jedenfalls, daß unsere Großtöchterlinien für den Verkehr mit Ostasien am Meisten gethan haben. Deshalb horchte man auf, als neulich die Nachricht kam, die londoner Firma Harris & Dixon Ltd. wolle durch Vermittlung der hamburger Schiffsmakler F. L. Sloman & Co. eine neue Konkurrenzlinie für den Frachtdampferverkehr nach Ostasien von Hamburg und Antwerpen aus einrichten. Die Meldung fand bei uns zunächst wenig Glauben, weil der genannten englischen Rheederei nur dreizehn Trampdampfer zur Verfügung stehen; damit kann man Ballin keine gefährliche Konkurrenz machen. Die Herren Harris & Dixon beeilten sich denn auch, zu erklären, daß sie „dem Unternehmen fern stehen“; es sei nicht von ihnen geplant, sondern von einer französischen Spekulantengruppe, die sich in die Schiffsahrtgeschäfte zwischen Europa und Asien zu drängen versuche. Dieses „Dementi“ ermöglichte Vermuthungen der verschiedensten Art, behauptete aber wenigstens nicht, daß der Konkurrenzplan den Engländern ganz unbekannt sei. Die klugen Briten finden es wohl richtiger, zunächst das französische Kapital, das jetzt ein bemerkenswerthes Interesse für deutsche Unternehmungen zeigt, und die hamburger Maklerfirma F. L. Sloman vorzuschieben. Diese Firma hat sich mehr als einmal schon mit Projekten beschäftigt, die den großen Gesellschaften Konkurrenz schaffen sollten, bis jetzt aber noch keinen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Der Versuch, in den ostasiatischen Verkehr gleich von drei Häfen (Hamburg, Antwerpen, Dünkirchen) aus einzubringen, wäre der Rede werth. Die Hamburg-Amerika-Linie, die zuerst an Abwehrmaßregeln dachte, hat nun aber erklärt, solche Maßregeln schienen ihr nicht nöthig, weil das Projekt ohne ernstliche Bedeutung sei. Minima non curat Hapag. Die Gesellschaft ist heute ja stark genug, um so sprechen zu dürfen. Doch da, direkt oder indirekt, englische Unternehmer an dem Eroberungsversuch theilhaftig und die Engländer nun einmal die schärfsten Konkurrenten der deutschen Rheedereien sind, sollte selbst ein scheinbar unwahrscheinliches Unterfangen nicht mit einem verächtlichen Lächeln abgethan werden. Der Frachtverkehr nach Ostasien ist ein lohnendes Geschäft geworden und sehr geeignet, die Unternehmungslust auch anderwärts anzuregen; denn die jetzt für diesen Dienst verfügbaren Dampfer sind bald belegt und oft fehlt es den Gesellschaften schon an Tonnenraum.

Die Paketfahrt (H-N-L) hat auf diesem Gebiet schon einmal nicht ganz richtig disponirt: als sie dem Norddeutschen Lloyd, unter Verzicht auf die Reichssubvention, den Postdampferdienst nach dem „Fernen Osten“ überließ. Nach der Beendigung des russisch-japanischen Krieges stand sie dann vor der Nothwendigkeit, neue Dampfer in den ostasiatischen Dienst zu stellen. Dagegen wehrte sich der Lloyd, nannte es einen Vertragsbruch und der Streit mußte durch einen Schiedspruch geschlichtet werden. Davan sollte man jetzt denken und sich vor jeder Verbreiterung der Reibungsflächen hüten. Jede fremde Konkurrenz, auch die winzigste, könnte unbequem werden, wenn im eigenen Lager Zwiespalt entstände. Im Allgemeinen haben die beiden Gesellschaften sich über das ostasiatische Geschäft stets friedlich verständigt und sind gut dabei gefahren. Ballins neuesten Plan, die Einrichtung einer die Erde umspannenden Linie, die durch das Abkommen mit den Eisenbahngesellschaften Goulds und Stillwells in Mexiko möglich wird, habe ich hier schon erwähnt; dazu gehört, als Bindeglied, auch die Herstellung einer neuen Dampferlinie von der amerikanischen Pazifikküste nach Ostasien. Einsteuillen bringen unsere Dampfer mehr fremde

als deutsche Waaren in den Erdöfen. Deutschland ist an der Gesamteinfuhr nach China, die etwa 1100 Millionen Mark beträgt, mit nur 6 Prozent betheilig; Amerikas Antheil hat sich in den letzten zehn Jahren sechsfacht, der Japans verfunffacht. Solcher Ziffern kann unsere Industrie sich nicht freuen. Die Japaner haben es freilich näher, sind aber industriell lange nicht so leistungsfähig wie wir und werden in China anderen Fremden durchaus nicht vorgezogen. Japan selbst kommt als Absatzgebiet heute kaum in Betracht; wir haben für die Helten von Kippon, wie einst für die Buren, geschwärmt, haben, mit einem heiteren, einem nassen Auge, zwei japanische Anleihen ins Land gelassen, deren eine sehr dünne Garantien bietet, und trotzdem nicht viele Aufträge für die Industrie erschnappt. Einstweilen schöpfen England und Amerika die Sahne von der Milch; uns blieb der schwache Trost, von englischen und amerikanischen Fachleuten, die unsere Industriebezirke besucht hatten, wieder zu hören, daß England sich wohl noch das älteste, doch nicht mehr das erste Industrieland der Welt nennen dürfe. Das wissen wir nun nachgerade. Leider aber auch, daß England nicht nur im verbündeten Japan, sondern auch in China den Löwentheil von der Beute nimmt. Seit fast siebenzig Jahren beherrscht es das größte Absatzgebiet für Baumwollwaaren. Jetzt machen ihm die Vereinigten Staaten und Japan Konkurrenz; Deutschland ist weit zurückgeblieben und müßte doch gerade in China mit aller Kraft vorwärtskommen suchen. Der Import von Baumwollfabrikaten nach China bewerthet sich auf ungefähr 400 Millionen Mark. Davon entfallen auf England 180, auf Indien 120, auf Japan 50, auf Amerika 50 und auf Deutschland nur 2 Millionen. Das ist ein für unsere Industrie trauriges Zahlenverhältniß; und dabei sind die Einfuhrbedingungen für Amerika und England nicht etwa günstiger als für Deutschland. England zahlt für das amerikanische Rohmaterial nicht weniger als die deutschen Fabrikanten; und die Fracht von Manchester oder Liverpool nach Shanghai sollte nicht höher sein als die von Hamburg oder Bremen nach einem chinesischen Hafen. Die Engländer haben sich etwas kosten lassen, den Transport zu verbilligen: sie haben von Manchester nach Liverpool einen Kanal gebaut, damit die Baumwollfabrikate gleich in Manchester aufs Schiff geladen werden können. Amerika hat eigene Rohbaumwolle, aber so hohe Arbeitslöhne und Eisenbahnspreisen, daß es auch nicht billiger importiren kann als Deutschland. Nur Japan ist besser dran, liefert aber nur die billigen Fabrikate und kann in Baumwollstoffen mit den deutschen Erzeugnissen nicht konkurriren. Da der chinesische Baumwollverbrauch von Jahr zu Jahr steigt, ist aus diesem Land noch viel Geld zu holen. Engländer und Amerikaner sind, trotz hohen Preisen, mit Aufträgen überhäuft und mußten schon vor Monaten viele Bestellungen ablehnen. Da sollten Handel, Industrie, Schifffahrt und Regierung bei uns alles Erdentliche thun, um auf diesem Niesenmarkt dem deutschen Export breiteren Raum zu erobern.

Eine Mahnung an die deutsche Industrie, sich um die Erweiterung ihres Absatzgebietes in China ernstlich zu kümmern, bringt auch das neue Edikt der chinesischen Regierung, das besteht, innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren den Gebrauch von Opium abzuschaffen. Dieser Erlass bedroht England mit einer beträchtlichen Schmälerung seines Handelsgewinnes. Britisch-Indien, das die größte Opiumproduktion hat, exportirte im Jahr 1904/05 Opium im Werth von 150 Millionen Mark; und da die Opiumerzeugung zu einem beträchtlichen Theil Staatsmonopol ist, flossen von diesem Betrag etwa 85 Millionen Mark in die Staatskasse. Davon

sind mindestens drei Viertel verloren, wenn der Opiumhandel in China aufhört. England hat sich die Einfuhr von Opium nach China mühsam erkämpft. Die Ostindische Compagnie hatte dem Import die Wege bereitet; 1820 aber verbot die chinesische Regierung die Opiumeinfuhr. So entstand der „Opiumkrieg“. Die Chinesen verloren Hongkong und mußten sich in den Verträgen von Tientsin und Tschifu zu einer endgültigen Regelung der Opiumeinfuhr verstehen. Durch das neue Edikt würden diese Vereinbarungen umgestoßen (wenn es in Kraft tritt und nicht nur auf dem Papier stehen bleibt). Zu einem Krieg würde dieser Frage wegen jetzt nicht mehr kommen; die Engländer müssen mit dem Selbstbewußtsein und mit der wirtschaftlichen Bedeutung Chinas rechnen und die anderen Exportstaaten würden eine Brutalisierung des Reiches der Mitte nicht dulden. Wahrscheinlich werden die Briten versuchen, an Baumwolle zu gewinnen, was sie an Opium verlieren. England führt für 180, Indien für 120 Millionen Mark Baumwolle ein. Bombay importirt außer Opium auch Garne. Vermuthlich wird also die Baumwolleneinfuhr forcirt werden; und zwar so bald wie möglich, ehe Englands Vormachtstellung in Ostasien bedroht ist. Wenn die deutsche Industrie nicht auf dem Posten ist, bleibt ihr da nicht mehr viel zu hoffen.

Ein anderes Warnungssignal: die Förderung der chinesischen Münzreform begünstigt die Amerikaner, die ja auch besonders eifrig für die Schaffung einer Goldbasis in China vorgearbeitet haben. Im Jahr 1903 sandten sie ein Mitglied der Commission on International Exchange hinüber, um die Möglichkeit der Goldwährung prüfen zu lassen. Das Ergebnis dieser Studienreise war, daß die chinesische Regierung erklärte, sie werde eine Währungsreform nur mit amerikanischer Unterstützung versuchen. Eine Weile mag's wohl noch dauern; kommt aber dazu, dann ist den Amerikanern der Haupteinfluß auf das chinesische Finanzwesen gesichert. Das wäre keine Kleinigkeit. Daß die Umwandlung des Münzsystems nöthig ist, hat auch der kluge chinesische Kaufmann längst erkannt; so der Präsident der Bankiergilde in Schanghai, der Präsident der chinesischen Handelskammer in Hongkong und viele andere angesehenere Geschäftsleute. Ausländern geben die Chinesen heute nicht gern mehr wichtige Aemter; und ohne ausländische Hilfe wären geritzte Münzverhältnisse doch kaum zu erreichen. Die Amerikaner sind nun die Nächsten dazu. Der Widerstand der Viceregine, die ihr Münzrecht bewahren möchten, wird zu überwinden sein. Wirksam würde die Währungsreform aber nur, wenn eine chinesische Nationalbank gegründet würde, an deren Spitze auch ein Ausländer stehen müßte. Wird China sich dazu entschließen? Der Wunsch, die Fremden aus der Verwaltung des Landes zu drängen, wird immer lauter. Die Verwaltung der Seezölle, der wichtigsten Einnahmen des Reiches, wird seit vielen Jahren vom Sir Robert Hart kontrollirt. Dieser bewährte Mann bürgte dem Ausland für die pünktliche Zahlung der Anleihezinsen. Jetzt hat China eigene Kontrolbeamte für die Seezölle ernannt. Werden sie unthätig bleiben oder mit Sir Robert Hart in Konflikt kommen? Und werden die Besitzer chinesischer Anleihe ihre Papiere behalten, wenn sie nicht mehr wissen, wachem diebischen Mandarin die Ueberwachung der Zölle morgen anvertraut sein wird? Wir denken zu wenig an China. Noch ist es Zeit; nicht lange mehr. Die ostasiatischen Handels- und Finanzfragen fordern eine schnelle Antwort. Wird sie vertagt, dann findet Deutschland an diesem reichen Tisch vielleicht die Plätze besetzt. Adon.

Braunschweig-Lüneburg.

Bei habe ein volles Verständnis für die Anhänglichkeit der heutigen welfischen Partei an die alte Dynastie und ich weiß nicht, ob ich ihr, wenn ich als Alt-Hannoveraner geboren wäre, nicht angehörte. Aber ich würde auch in dem Fall immer der Wirkung des nationalen deutschen Gefühles mich nicht entziehen können und mich nicht wandern, wenn die vis major der Gesamtnationalität meine dynastische Mannestreu und persönliche Vorliebe schonungslos vernichtete. Die Aufgabe, mit Anstand zu Grunde zu gehen, fällt in der Politik, und nicht bloß in der deutschen, auch anderen und stärker berechtigten Gemüthsregungen zu; und die Unfähigkeit, sie zu erfüllen, vermindert einigermaßen die Sympathie, welche die kurbraunschweigische Vasallentreue mir einflößt. Ich sehe in dem deutschen Nationalgefühl immer die stärkere Kraft überall, wo sie mit dem Partikularismus in Kampf geräth, weil der letztere, auch der preussische, selbst doch nur entstanden ist in Aufsehung gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen, gegen Kaiser und Reich, im Abfall von Beiden, gestützt auf päpstlichen, später französischen, in der Gesamtheit welfischen Beistand, die alle dem deutschen Gemeinwesen gleich schädlich und gefährlich waren. Für die welfischen Bestrebungen ist für alle Zeit ihr erster Werkstein in der Geschichte, der Abfall Heinrichs des Löwen vor der Schlacht bei Legnano, entscheidend, die Desertion von Kaiser und Reich im Augenblick des schwersten und gefährlichsten Kampfes, aus persönlichem und dynastischem Interesse.“ (Wismarck: „Gedanken und Erinnerungen“; erster Band, dreizehntes Kapitel: „Dynastien und Stämme“.)

(Ueber den Abfall Heinrichs des Löwen sagt Raemmel: „Als Friedrich der Erste [im Kampf gegen die Lombarden] seine deutschen Vasallen herbeirief, kam ihm die Nachricht, daß der mächtigste, Heinrich der Löwe, auf dessen Unterstützung die ganze staufische Politik seit Friedrichs Regierungsantritt wesentlich beruhte, die Heeresfolge weigerte. Die Sache war so wichtig, daß der Kaiser sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Herzog entschloß. In dem richtigen Gefühl, daß an diesem verhängnißvollen Tag über die Lombardei wie über das ganze Schicksal des welfischen Hauses die Würfel gefallen sind, hat die Volkssage jene Begegnung so bunt ausgeschmückt, daß die eigentlichen Vorgänge im Einzelnen sich nicht mehr erkennen lassen. Jedenfalls weigerte sich der Herzog entschieden, seine Heerespflicht persönlich zu leisten, da er auf früheren italienischen und anderen Feldzügen ‚zum Weis herabgekommen‘ sei [er zählte damals siebenundvierzig Jahre und ist sechsundsiechzig Jahre alt geworden]; nur mit Geld und anderen Mitteln wollte er den Kaiser unterstützen. Der Fußfall des Kaisers vor dem Herzog ist nach mittelalterlichen Vorgängen nicht unmöglich, doch auch nicht sicher bezeugt. Genug: Friedrich kehrte ohne welfische Unterstützung nach der Lombardei zurück.“ In der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen“ von Zastrow und Winter steht: „Die Kreise, von denen der Kaiser umgeben war, lebten in der Anschauung, daß an der schlimmen Wendung, die einst das Kriegsglück des Kaisers genommen habe, eben die Politik schuld war, die dem mächtigsten deutschen Fürsten ermöglichte, seine Streitkräfte dem kaiserlichen Heer zu entziehen. Spätere Erzählungen haben ausführlich berichtet, wie der Kaiser vor der Schlacht bei Legnano den Herzog in einer persönlichen Zusammenkunft in Chiavenna flehentlich um Hilfe gebeten habe und von ihm schmäde abgewiesen worden sei.“ Und Lamprecht sagt: „Friedrich sah für das Jahr 1176 den entscheidenden Feldzug vor sich; mit aller Kraft zog er deutsche Kontingente heran. Mit Eifer folgten die Kirchenfürsten seinem Ruf; aber ihre Macht genügte nicht. Vor Allem galt es, auch die laienfürstlichen

Streitkräfte zu nähern. Hier aber erlebte Friedrich gegenüber dem ersten aller Laienfürsten, gegenüber Heinrich dem Löwen, eine juchzbare Enttäuschung. Vergebens forderte er, erbat er in einer persönlichen Zusammenkunft von dem stolzen Welfen kriegerische Hilfe; sie ward ihm versagt. Die Beweggründe Heinrichs für diesen Schritt, der die Vernichtung Friedrichs bedeuten konnte, sind dunkel. Als Heinrich, im November 1181, sich auf einem erfurter Fürstentag unterworfen hatte und von deutscher Erde verbannt worden war, blieb sein Geschlecht im Besiz der braunschweigischen und lüneburgischen Lande.)

Ein Sprung über Jahrhunderte; mitten hinein in den Streit der beiden Welfenlinien. „An Talent und Heldensinn war die ältere Linie den englischen Welfen weit überlegen. Sie verschmügelte sich mit dem Hohenzollern und schloß sich eng an Preußen; mehrere ihrer Prinzen starben den Heldentod unter Preußens Fahnen. Das Verhältniß begann sich zu ändern, nachdem auch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand seine preußische Treue mit dem Leben bezahlt hatte. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm, der Held der Schwarzjensen Schaar, konnte als Fürst ohne Land und Todfeind Napoleons zunächst nur bei England Hilfe suchen. Durch Englands Fürsprache erhielt er dann im Befreiungskrieg seine Erblande zurück. Als er bei Quatrebras fiel, hinterließ er ein Testament, das die Regentschaft und die Vormundschaft über seine beiden minderjährigen Söhne dem Prinzregenten von Großbritannien übertrug. . . . So gewissenhaft der braunschweigische Geheime Rath die politischen Geschäfte der Regentschaft besorgte, eben so gleichgiltig vernachlässigte König Georg die persönlichen Pflichten seiner Vormundschaft. Der frühe Tod der Mutter und das abenteuerliche Schicksal des Vaters hatten den beiden Prinzen längst allen Frieden der Kindheit verkümmert; auf unbeteten Wanderfahrten in Deutschland, Schweden, England waren sie nirgends recht heimisch geworden. Herzog Friedrich Wilhelm mochte Dies fühlen; in seinem Testament bestimmte er, daß seine Söhne in Zukunft unter der Aufsicht ihrer Großmutter, der ehrwürdigen Markgräfin Amalie von Baden, erzogen werden sollten. Der Vormund aber mißachtete diese Vorschrift; vermuthlich, weil er die jungen Welfen ganz in welfischen Händen behalten wollte. Nicht eigentlich durch böse Absicht, wohl aber durch die frivole Trägheit des lieblosen Vormundes wurde die Erziehung des jungen Herzogs arg vernachlässigt, — wenn anders dieser unglückliche Charakter zu erziehen war. . . . Im Oktober 1823 hielt der Neunzehnjährige seinen Einzug als regierender Fürst, juchzend begrüßt von seinem Völkchen, das die tapferen Welfen abgöttisch verehrte. Er vermied, die neue Landeshauptstadt zu beschwören, ließ zunächst die Dinge gehen, verbrachte die nächsten drei Jahre meist auf Reisen, um nach dem langen Zwang die Freuden des Lebens von Grund aus zu genießen. Später behauptete er freilich, wenig glaubhaft, er habe dem Fürsten Metternich versprochen müssen, während dieser ersten Zeit nichts in der Regierung zu ändern. Als er endlich heimkehrte, hatte er nichts gelernt, aber im Strudel wüster Ausschweifungen die letzte Scham verloren und zudem durch die Lehren Metternichs, der diesen Welfen zärtlich liebte und mit Schmeicheleien überhäufte, eine überspannte, fast wahnwitzige Vorstellung von der Schrankenlosigkeit seiner souverainen Fürstengewalt gewonnen. Sofort begann nun ein System gehässiger Verfolgung, das selbst der Geduld der ergebenen Braunschweiger zu arg ward; aus jedem Wort und jeder That des Herzogs sprach die Frechheit eines zuchtlosen Knaben. . . . Er ließ eine Reihe unsauberer Libelle anfertigen, die den König Georg von England und alle Räte der Regentschaft mit Schmähungen überschütteten und dem Vormund namentlich vorwarfen, er sei darauf ausgegangen, durch seine Erziehung die Willenskraft des jungen Herzogs zu erstöben. Der hochmüthige englische Hof wurde durch die Angriffe des Braunschweigers

aufs Aeußerste gereizt. Die politischen Beschwerden des Herzogs ließen sich leicht widerlegen, aber der Vorwurf der verfehlten Erziehung war nicht grundlos, wie seltsam er sich auch im Munde des Erzogenen selber ausnahm. Weil König Georg Dies empfand, verlor er alle Haltung. In seinem Auftrag schrieb Münster eine „Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen des Herzogs von Braunschweig“, ein Vöbel, dessen maßlose Sprache den braunschweigischen Brandchristen nichts nachgab. Der Graf scheute sich nicht, dem jungen Welfen mit der Revolution zu drohen. Auch mit der Kriegsmacht des großbritannischen Königs drohte er hochfahrend, wenn der Deutsche Bund nicht im Stande sei, Genugthuung zu schaffen, und wiederholt versicherte er seinen „Ekel über die schwärzeste Undankbarkeit“ des Braunschweigers. Welch ein Schauspiel! Was mußte die rabulische Jugend, die schon längst an der monarchischen Ordnung zu zweifeln begann, jetzt empfinden, wenn diese beiden Fürsten, neben dem Kurfürsten von Hessen zur Zeit die verächtlichsten Mitglieder des deutschen Hohen Adels, also vor aller Welt ihre schwarze Wäsche wuschen und der hochkonservative welfische Staatsmann von einem Welfenfürsten öffentlich in einem Ton sprach, den sich die Bedner des Fürstlichen Hauses kaum erlaubten?

Der entschiedenste Gegner des Herzogs war die Krone Preußen, die neuerdings mit England-Hannover sehr freundlich stand. Der junge Fürst hatte am berliner Hof allgemein mißfallen. Stein fand ihn unsittlich, dünnkelvoll, frech und leer; die Generale verziehen ihm nicht, daß er sich, gegen die alten Ueberlieferungen seines Hauses, ganz an Oesterreich anschloß und, ungewisselhaft auf Metternichs Rath, nicht um eine Stelle im preussischen Heer nachsuchte. König Friedrich Wilhelm empfand den Abscheu des ersten Mannes gegen ein kindisches Treiben, das zugleich den Frieden im Deutschen Bund und das Verfassungsrecht in Braunschweig gefährdete. In einem väterlichen Brief ermahnte er den Herzog (Dezember 1827), seine „unverdienten Vorwürfe“ zurückzunehmen. Umsonst. Auch andere Vermittelungsveruche, die Bernstorff im Verein mit Metternich unternahm, scheiterten an dem Starrsinn des Herzogs und der Unzuverlässigkeit Oesterreichs. „Fast drei Jahre lang hat der Herzog dann noch regirt. „Jeder Monat brachte neue Willkürhandlungen. Dem gesammten Beamtenthum wurde durch förmliche Verordnung der Umgang mit dem abgesetzten Kammerherrn von Gramm untersagt. Als ob er seinen nahen Sturz ahnte, befahl der Herzog eigenmächtig Verkäufe aus dem Kammergut, die selbst der gefügige Kammerdirektor von Bülow widerrechtlich fand, und sammelte den baren Erlös an. Eine fieberische Unruhe verzehrte ihn; eins seiner Siegel aus späterer Zeit zeigt ein von den Wellen umstosstes Schiff ohne Segel und Steuer, dazu die Aufschrift: Voilà mon sort! In einem Schwarzen Buch hatte er sich einige „Strafvorschriften“ ausgezeichnet: wie man gefährliche Menschen durch Verbot des Theaterbesuches, Wartenlassens, Polizeiliche Aufsicht, Wechsellarsh, Prozesse quälen oder durch einen Dritten auf Pistolen sordern lassen könne. Auch eine dreifache Form für seine Unterschrift hatte er sich erfunden; die eine: „giltig“, die zweite: „gilt nicht“, die dritte: „gilt gerade das Gegentheil“. (Dies Schwarze Buch, dessen Echtheit nicht bestritten werden kann, wurde beim Brande des braunschweiger Schlosses 1830 aufgefunden und von dem Bevollmächtigten der Stände, Freiherrn von Veltheim, nach Berlin gebracht). Nach der alten Gewohnheit der Despoten fühlte er seinen Rath zunächst an dem Adel und den höheren Ständen; die Masse des Volkes wurde nicht gedrückt, die Steuerlast nicht verstärkt. Jedoch die abstoßende Persönlichkeit des Herzogs, der niemals durch einen Zug der Großmuth für seine Rartheit entschädigte, und das freche Gefindel im Schloß erbitterten auch den geringen Mann.“ (Treitschke: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert; dritter Band.)

Im Juli 1830 war der Herzog in Paris, verhandelte mit Rothschild über Börsengeschäfte und floh, als die Revolution ausbrach. „Untermweg sah er in Brüssel noch die Vorstellung der ‚Stimmen von Portici‘, die den belgischen Aufruhr einleitete. Zweimal warnte ihn das Schicksal; doch in diese glatte Stirn grub die rauhe Zeit keine Furchen. Mit seinem Völkchen daheim dachte der Welse schon fertig zu werden.“ Am sechsten Septemberabend kam in Braunschweig zum ersten Krawall. Am achten Septembermorgen war das Schloß ein Trümmerhaufe, Herzog Karl auf dem Weg nach England. Am neunten September forderte der Große Ausschuß der Landstände in einer von vielen Bürgern mitunterzeichneten Adresse den Bruder Karls, als den letzten Sprossen des Fürstenhauses, auf, die Regierung zu übernehmen. „Herzog Wilhelm von Braunschweig-Desä stand in Berlin bei den Garde-Mannern und galt bei den Kameraden für einen Lebemann, der sein großes Vermögen gründlich zu genießen verstehe; Talent hatte man an dem vierundzwanzigjährigen Prinzen bisher noch nicht bemerkt. Nichts lag ihm ferner als ehrgeizige Anschläge auf die Krone seines Bruders. Hart genug kam es ihm an, daß er die störrischen Gelage der berliner Garde mit den Sorgen der Regierung und der Langeweile der kleinen Hauptstadt vertauschen mußte; auch blieb er sein Leben lang den strengen legitimistischen Grundsätzen seines Hauses ergeben und konnte den stillosen Kerger über die Neuterei seiner Braunschweiger nie ganz verwinden“. König Friedrich Wilhelm von Preußen hatte ihm dringend gerathen, sofort nach Braunschweig zu gehen und Ordnung zu schaffen. Doch nur als Statthalter seines Bruders wollte Wilhelm regieren. Erst die Warnungen der Minister, Landstände, Stadträthe und die Kundgebungen des Volkes zeigten ihm, daß Karls Sache unwiederbringlich verloren sei. Der Bruder hatte ihm (aus London, auf den Rath der englischen Minister) eine Vollmacht geschickt, die ihn als Generalgouverneur einsetzte, aber verpflichtete, nur provisorische Ernennungen vorzunehmen und an den organischen Gesetzen des Landes nichts zu ändern. Wilhelm verschwieg diese Vollmacht; erwähnte sie nicht in dem Patent, das anzeigte, er habe „die Regierung bis auf Weiteres übernommen“; und sagte den Landständen, er werde versuchen, seinen Bruder zur Abdankung zu bewegen. Das versuchten auch die Könige von England und von Preußen und erreichten schließlich, daß Karl seine Bedingungen nannte. „Er war bereit, den Bruder zum Generalgouverneur auf Lebenszeit zu ernennen, verlangte aber für sich, außer dem Hofstaat und den Ehrenrechten eines Souverains, eine jährliche Rente von dreihunderttausend Thalern, ohne Abzug, lediglich für seine persönlichen Ausgaben; von einem Ländchen, dessen gesammte Staatseinnahmen wenig mehr als eine Million betragen. Tief empört schrieb Bernstorff aus Berlin nach Wien: „Daß Herzog Karl sich „kapitulir, ist nicht zu verwundern; daß er aber einen „so hohen Preis in Geld dafür fordert, einen Preis, welchen das Land kaum erschwingen kann, giebt einen abermaligen Beweis von der Härte und dem grenzenlosen Egoismus seines Charakters.“ Nach London schrieb Bernstorff (gemeint ist immer Christian Günther, damals noch Preußens Minister für Auswärtige Angelegenheiten): Scheitern die Verhandlungen mit Herzog Karl, dann dürfen sie nicht von Neuem aufgenommen werden, sondern die Agnaten müssen den Vertriebenen für regierungsunfähig erklären und diesen Beschluß durch den Bundestag gutheißen lassen.“ Am sechzehnten November 1830 nahm Karl, der mit gefüllter Tasche den englischen Ministern entlaufen und in die frankfurter Gegend gekommen war, die Vollmacht förmlich zurück und forderte den Bruder auf, sich zu einer Unterredung in Fulda zu stellen. Wilhelm schwankte und erbat von Berlin Rath. Auch nach dem Erlöschen der Vollmacht, lautete die Antwort, müsse er auf seinem Posten ausharren. In Braun-

schweig beschlossen die Männer der Bürgerwehr, beschlossen sogar die Offiziere, nur dem Herzog Wilhelm zu gehorchen. Vom Südharz aus versuchte Karl einen Handstreich, der kläglich endete, und floh dann nach Frankreich. Jetzt hatte er den ganzen Bundesstag gegen sich. Der Deutsche Bund ersuchte den Herzog Wilhelm, die Regierung bis auf Weiteres zu führen.* Selbst den härtesten Legitimisten, den Kaisern Franz und Nikolai, schien die endgiltige Beseitigung Karls nun nöthig; selbst sie fanden diesen Herzog unmöglich.

Wie aber sollte die braunschweigische Erbfolge geregelt werden? Preußen und Hannover einigten sich auf den Antrag, die Regierung sei dem Herzog Wilhelm, als dem nächsten Agnaten, definitiv zu übertragen. Metternich widersprach; gab zwar zu, daß Karl das Regentenrecht bewirkt habe, wollte aber Wilhelm nur als Statthalter des legitimen Fürsten gelten lassen (des Herzogs also, der diese Statthaltertschaft offiziell aufgehoben hatte). Und hinter dem Staatskanzler stand der Kaiser. Da griff Preußen ein. Von Berlin aus wurde Wilhelm ermuntert, den Thron zu besteigen und den unthätigen, uneinigen Deutschen Bund einfach vor die vollendete Thatfache zu stellen. Wilhelm sagte in einem Dankbrief: „Ohne den kräftigen Beistand, den der königliche Hof dieser für mich und das Land so hochwichtigen Angelegenheit hat angedeihen lassen, wäre sie wohl nie zu dem erwünschten Ziel gelangt.“ Am zwanzigsten April veröffentlichte er das (vom preussischen Ministerialdirektor Eichhorn verfaßte) Patent, das seinen Regierungsantritt verkündete, und fünf Tage danach leisteten die braunschweiger Bürger ihm den Huldigungseid. Erst am zwölften Juli 1832 aber, als die österreichischen Zettelungen sich als unwirksam erwiesen hatten, wurde der Herzog von Braunschweig als stimmführendes Bundesglied feierlich anerkannt. Karl, der „Diamantenerzog“, hat noch vier Jahrzehnte lang dem deutschen Namen im Ausland Schande gemacht. In London lernte er einen anderen Prätendenten kennen, von reicherm Kopf und ärmerem Beutel; den Prinzen Ludwig Napoleon. Die Beiden fanden sich zusammen und verpflichteten sich durch einen förmlichen Vertrag, einander durch Geld und Waffen zu ihren Rechten zu verhelfen; Karl versprach außerdem, „womöglich aus dem ganzen Deutschland eine einige Nation zu machen und ihm eine dem Fortschritt des Zeitalters angemessene Verfassung zu geben.“ Als aber sein Bundesgenosse den Staatsstreich des zweiten Dezembers wagte, floh der Welfe wieder vor dem Donner der Kanonen; zurückgekehrt, fand er bei dem neuen Kaiser nur laue Unterstützung, weil er ihm selber von seinem Reichthum wenig abgegeben hatte. Und als nachher die Heere des geeinten Deutschlands gegen Paris zogen, da flüchtete er sich nochmals vor seinen Landsleuten und eilte nach Genf. Dieser Stadt vermachte er sein ganzes Vermögen; denn seinem Vaterland gönnte er nichts.“ (All diese Citate sind Treischnes viertem Band entnommen.) Preußen hatte gesiegt, sich dadurch aber neuen Haß vom Hause Oesterreich zugezogen; und auf dem braunschweigischen Thron saß ein Fürst, der seine Krone nicht der Legitimität, sondern revolutionärer Rothwehr verdankte.

Wilhelm von Braunschweig hat bis 1884 regirt. Da die Thronfolge nicht gesichert war und keine großmächtig regierende Familie die Nachkommenschaft ihrer Tochter einer ungewissen Zukunft aussetzen wollte, fand der Welfe keine seinem stolzen Anspruch genügende Gattin. Nach dem Familienvertrag vom Jahr 1832 sollte Braunschweig, falls der Herzog kinderlos stirbe, an die jüngere (hannoversche) Welfenlinie fallen. Diese Bestimmung fand Preußen nach den Ereignissen von 1866 unerträglich. Braunschweig hatte sich im Juli 1866 dem Preußen verbündet; seit der Entthronung der jüngeren Linie war der Herzog aber dem berliner Hof grollend fern geblieben. Trotz der Dankbarkeit, die er diesem Hof schuldete, war er auch nicht zu einer Militärconvention mit Preußen zu bewegen.

Als er am achtzehnten Oktober 1884 gestorben war (er hatte sein Privatvermögen dem Herzog Ernst August von Cumberland, seine schlesischen Allodialgüter dem König Albert von Sachsen vermacht), ergriff, in einem vom selben Tag datirten Patent, der Herzog von Cumberland, als Haupt der hannoverschen Linie, von dem Land Besitz; in der Anzeige, die er den deutschen Fürsten zugehen ließ, erklärte er, die Verfassung des Deutschen Reiches anerkennen zu wollen. Dieses Versprechen half nicht. Das Patent wurde nicht beachtet, in Braunschweig ein Regenthschaftsrath eingesetzt und, auf den Antrag Preußens (das auch gegen den legalen Erbchtsanspruch des Herzogs von Cumberland Bedenken hatte), am zweiten Juli 1885 im Bundesrath beschloffen, daß mit dem inneren Frieden und der Sicherheit des Deutschen Reiches die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig nicht verträglich sei. Noch bevor der Tod Wilhelms in Braunschweig bekannt geworden war, hatte der Generalmajor von Hilgers eine Proklamation anschlagen lassen, deren Absicht war, einem Welfenkravall vorzubeugen, die aber, weil sie die Sprache des Eroberers redete, im Lande nur böses Blut machte und sogar den preußenfreundlichen Regenthschaftsrath zu einem Protest zwang. Dieses militärische Vorgehen war unnöthig und unklug; eine welfische Partei gab es damals in Hannover noch gar nicht und Herzog Wilhelm hatte durch sein Testament, das der Stadt Braunschweig, wider alles Hoffen, nichts vermacht, die Begeisterung für das Welfenthum nicht gestiftet. Am einundzwanzigsten Oktober 1885 wählte die braunschweigische Landesversammlung, wie der Regenthschaftsrath ihr vorschlug, den Prinzen Albrecht von Preußen zum Regenten.

Wir hätten die Annexionen für Preußen lenkbar und Ersatz dafür in der Bundesverfassung suchen können. Seine Majestät aber hatte an praktische Effekte von Verfassungsparagraphen keinen bessern Glauben als an den alten Bundestag und bestand auf der territorialen Vergrößerung Preußens, um die Kluft zwischen den Ost- und den Westprovinzen auszufüllen und Preußen ein haltbar abgerundetes Gebiet auch für den Fall des früheren oder späteren Wählens der nationalen Neubildung zu schaffen. Die Schwierigkeiten der Zollverbindung zwischen unseren beiden Gebietsstheilen und die Haltung Hannovers im letzten Krieg hatten das Bedürfnis eines unbeschränkt in einer Hand befindlichen territorialen Zusammenhanges im Norden von Neuem anschaulich gemacht. Wir durften der Möglichkeit, bei künftigen österreichischen oder anderen Kriegen ein oder zwei feindlichen Corps von guten Truppen im Rücken zu haben, nicht von Neuem ausgehört werden. Die Besorgniß, daß die Dinge sich einmal so gestalten könnten, wurde verschärft durch die überschwängliche Auffassung, die der König Georg der Fünfte von seiner und seiner Dynastie Mission hatte. Man ist nicht jeden Tag in der Lage, einer gefährlichen Situation der Art abzuhelfen, und der Staatsmann, den die Ereignisse in den Stand setzen, Deputes zu thun, und der sie nicht benuzt, nimmt eine große Verantwortlichkeit auf sich, da die völkerrechtliche Politik und das Recht der deutschen Nation, ungetheilt als solche zu leben und zu athmen, nicht nach privatrechtlichen Grundsätzen beurtheilt werden kann. Der König von Hannover schickte durch einen Adjutanten nach Nikolsburg an den König einen Brief, den ich Seine Majestät nicht anzunehmen bat, weil wir nicht gemüthliche, sondern politische Gesichtspunkte im Auge zu halten hätten und weil die Selbständigkeit Hannovers mit der völkerrechtlichen Befugniß, seine Truppen nach dem jedesmaligen Ermessen des Souverains gegen oder für Preußen ins Feld führen zu können, mit der Durchführung deutscher Einheit unvereinbar war. Die Haltbarkeit der Verträge allein, ohne die Bürgschaft einer hinreichenden Hausmacht des leitenden Fürsten, hat niemals hingereicht, der deutschen Nation Frieden und Einheit im Reich zu

sichern. . . Ich habe stets den Eindruck des Unnatürlichen von der Thatfache gehabt, daß die Grenze, welche den niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von dem kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüneburg, in Moor und Haide dem Auge unmerkbar, trennt, doch den zu beiden Seiten plattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedene, einander unter Umständen feindliche völkerrechtliche Gebilde trennen will, deren eins von Berlin und das andere früher von London, später von Hannover regirt wurde, und daß friedliche und gleichartige, im Konnabium verkehrende Bauern dieser Gegend, der eine für welfisch-habsburgische, der andere für hohenzollernische Interessen, auf einander schließen sollten. Daß Dies überhaupt möglich war, beweist die Tiefe und Gewalt des Einflusses dynastischer Anhänglichkeit auf den Deutschen.“ (Bismard: „Gedanken und Erinnerungen“.) Ungefähr eben so hatte er schon ein Vierteljahrhundert vorher gesprochen.

„Wenn man heutzutage das Verhalten Preußens zu Hannover schildern hört, sollte man glauben, Preußen sei 1866 über seine Nachbarn hergefallen wie der Wolf über eine Dämmerherde; aber wie war die Situation vor dem Krieg? Die hannoversche Regierung hat 1866 viel früher gerüstet als die preussische; sie war die erste, die auf die erste Aufforderung Oesterreichs gleichzeitig mit Sachsen zu rüsten begann, und auf unsere Frage, wozu die Rüstungen dienen sollten, während wir noch keinen Mann rührten, wurde uns die mehr scherzhafte als politische Antwort gegeben: wegen der voraussichtlich schlechten Ernte beabsichtige man, das übliche Herbstmanöver im Frühjahr abzuhalten. Ungeachtet dieses Hohnes haben wir uns nicht abhalten lassen, die sorgfältigsten Verhandlungen mit dem König von Hannover zu führen; wir haben seine zweideutigen Rüstungen sich entwickeln sehen und ihm die volle Neutralität mit Garantie der vollen Unabhängigkeit geboten. Ich danke jetzt Gott, daß unsere Gegner verblendet ablehnten; ein Norddeutscher Bund in der heutigen Gestalt wäre ja kaum möglich geblieben, wenn der König von Hannover damals eingewilligt hätte, sich die völlige Unabhängigkeit durch Staatsvertrag verbürgen zu lassen, nur unter der Bedingung, daß er neutral bleibe. . . Wären wir besiegt worden, was damals die ganze Welt außer uns selbst für gewiß hielt, so glaube ich nicht, daß Schlesien das einzige Opfer gewesen wäre, mit dem wir uns hätten lösen müssen; ich glaube vielmehr, daß das ‚Welfenreich‘, die Herstellung des Reiches Heinrich des Löwen in der vollen Ausdehnung des niedersächsischen Stammes, wenigstens auf der linken Seite der Elbe, den damaligen hannoverschen Berechnungen nicht so ganz fremd war. Man glaubte, der Moment sei gekommen, um das Reg über unserm Kopf zusammenzuziehen. Wenn wir gegen unserer Feinde Erwartung der uns angedrohten Gefahr der Vernichtung entgegen und als Sieger das Recht in der Hand hatten, die Verhältnisse zu reguliren, so kann man es wohl nicht eine ungerechte Eroberung nennen, die wir, nachdem man uns das Schwert in die Hand gezwungen, schließlich machten, indem wir lediglich an unsere eigene Sicherheit für die Zukunft dachten.“ (Bismard am dreizehnten Februar 1869 im preussischen Abgeordnetenhaus.)

„In authentischen Briefen vom König Georg, die mir vorgelegen haben, ist ausdrücklich geschrieben, daß er hoffte, durch Kaiser Napoleon in sein Reich wieder eingesetzt zu werden. Die Wiederherstellung des Königreiches Hannover wäre doch das Wahrscheinlichste und Nächstliegende, was die Franzosen thun würden, um das Deutsche Reich in seinem Zusammenhang und Preußen als Hauptglied des Reiches zu schwächen. . . Herr Windthorst hat die Neigung des hannoveranischen Hauses, sich durch Frankreich wieder in den Besitz setzen zu lassen, damit entschuldigt, daß wir die Verhandlungen mit dem König Georg in Nikolsburg und hier in Berlin ‚Schönnde‘ abgewiesen hätten. Wir haben sie

abgewiesen: Das ist richtig; aber noch viel (ich will nicht sagen: schändlich) schärfer sind unsere Bestrebungen abgewiesen worden, im Frühjahr 1866 mit Hannover zu verhandeln. Man hat dort die Reigung gehabt, über uns herzufallen, und, vielleicht in der Absicht (die Zeugen, die ich dafür habe, kann ich nicht nennen, deshalb will ich es nicht sicher behaupten), eine territoriale Vergrößerung im Fall des Unterliegens Preußens zu gewinnen, sich schließlich auf die österreichische Seite gestellt. Wenn man in der geographischen Lage des Königreiches Hannover war, mußte man Preußen nicht in diese Versuchung führen.* (Bismarck am zwölften Januar 1887 im Reichstag.)

Die hannoverschen Welfen sind noch im Stande des Krieges gegen die Krone Preußens. Wagt der Welfenkönig oder sein Welfenproß, nach dem Tode des Herzogs Wilhelm in Braunschweig zu erscheinen, so ist Preußen nach Völkerrecht unzweifelhaft befugt, durch unsere braven Siebenundsechzig, die dort in Garnison liegen, den Eindringling ergreifen und, wie einst den Kurfürsten von Hessen, als Kriegsgefangenen auf eine Festung abführen zu lassen. Sollte aber das Land diesen Präbendenten als seinen Herzog anerkennen, so wird der Staat Braunschweig kriegsführende Macht gegen Preußen und wir könnten das aberwärtige Ereigniß eines vermuthlich unblutigen Eroberungskrieges mitten im Frieden des Reiches erleben. Der ungeheuerliche Wirthwar würde aber um nichts gebessert, wenn etwa die Krone Preußen in einem Anfall thörichter Schwäche sich herbeiließe, mit den Welfen Frieden zu schließen und ihnen für die Anerkennung der Eroberungen von 1866 den braunschweigischen Thron einzuräumen. Vor dem Jahr 1870, so lange die Welfen noch auf das gute Schwert ihres französischen Freundes hofften, hätten sie diese Anerkennung sicherlich niemals ausgesprochen. Seitdem ist die Macht der Thatfachen, wie es scheint, selbst an dem verhöckten Sinn dieses Hofes nicht ganz spurlos vorübergegangen. Man braucht sich das widrige Bild nur auszumalen, wie der Welfenproß mit der ganzen Verblendung unbelehrbarer Präbendentengefinnung sein Regiment beginnt, wie der welfische Adel aus dem hannoverschen hintübereilt zu dem neuen Hof, wie der Friede der Provinz mit unsauberen Händen untergraben und das Werk des Jahres 1866 durch einen Plankenangriff bedroht wird. Einen solchen Herd der Verschwörung dicht vor den Thoren Hannovers kann Preußen nicht dulden. Wir fürchten wenig für die Ruhe in Hannover. Aber hochbedenklich wäre die Demüthigung der jungen kaiserlichen Krone, die Beleidigung des nationalen Stolzes durch die Rückkehr der Welfen. Die Gräber der Helden von Mey und Sedan wären geschändet, wenn ein solches Geschlecht jemals wieder über Deutsche herrschte. . . Diesen politischen Bedenken lassen sich mit einiger Dreißigkeit auch rechtliche Zweifel hinzusetzen. War denn, so fragt man wohl, der alte Erbvertrag zwischen den welfischen Linien nicht ein gegenseitiger? Und kann er heute noch gelten, da doch die hannoversche Linie nicht mehr in der Lage ist, den Vertrag zu erfüllen? Wie darf man überhaupt in Braunschweig von legitimem Recht reden? Warum soll dieser durch eine Revolution erworbene Thron nicht auch auf revolutionärem Weg vererbt werden? Es liegt ein Konflikt vor zwischen dynastischen Rechtsansprüchen und der Sicherheit und Ehre des Reiches. Das deutsche Privatfürstenrecht fordert die Thronbesteigung eines Feindes der Krone Preußen, es fordert eine Thronfolge, die, wo nicht in der Form, so doch in der Sache, dem Landesverrath gegen das Reich gleichtame. . . Bei der unausrottbaren Vorliebe der Deutschen für möglichst verzwickte und verschrobene Staatsbildungen scheint es nicht unmöglich, daß nach dem Tode des Herzogs das unglückselige Reichsland Elsaß-Lothringen noch einen Zwillingbruder erhält. Hellfamer für die braunschweigischen Gebiete wäre unzweifelhaft die Vereinigung mit den Provinzen Sachsen und Hannover, deren bescheidene Enklaven sie bilden. Die Gerechtigkeit

Friedrich Wilhelms des Dritten hat sich selten so schön bewährt wie damals, da der streng legitimiſtiſche Fürst offen für den gewaltsamen Thronwechsel in Braunschweig eintrat. Er war es, der die neue, erträglichere Ordnung in dem kleinen Lande entschlossen gegen die Mißgunst der wiener Hofburg verteidigte; er fühlte, daß es eine Grenze giebt für das legitime Fürstenthum. Rügen seine Nachkommen des Ahnen gedenken und, wenn ber-einst aus dem verwaisten Welfenlande der Hülfesruf ertönt, allen Stammvätern und Erb- vergleichen zum Trost den vor Gott und Menschen gerechten Grundſatz behaupten: Ein Feind des Reiches darf nicht regiren auf deutschem Boden!“ (Treitschke in dem Aufsatz „Die letzte Scholle welfischer Erde“. Später hat Treitschke sich gegen die auch jetzt noch wiederholte Behauptung, er habe die Gültigkeit des welfischen Erbvertrages bestritten, verwahrt und geschrieben: „Ich habe alle Rechtsbedenken gegen das Erbrecht des Hauses als unhaltbare Sophistereien zurückgewiesen; nicht das Land Hannover oder sein Be- herrscher, sondern das durchlauchtige Haupt der jüngeren Welfenlinie ist der Erbe von Braunschweig, ex jure sanguinis.“ Die Sorge für die Sicherheit und die Ehre des Deut- schen Reiches müsse dynastischen Rechtsansprüchen aber in jedem Fall vorgehen.)

... Ich habe diese Sätze zusammengestellt, um an die Thatfachen der kritischen Jahre 1830, 36, 84 zu erinnern und zu zeigen, wie die besten Deutschen die braunschweigische Frage beantwortet haben. Jetzt ist Prinz Albrecht von Preußen gestorben. Er war kein schlechter Regent. Ein echter Hohenzollern (aus der guten alten Zeit, da noch nicht kurbur- gisches Blut in dieses Haus geflossen war). Fromm, einfach, gewissenhaft, von schwer be- weglichem Geist, sparsam (wie die meisten Preußen aus dem Anfang und der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts). Was die Civilliste ihm gab, verzehrte er stets im Herzogthum; doch keinen Pfennig von seinem großen Privatvermögen. Bei dem festlichen Empfang, der ihm in Braunschweig bereitet ward, hatte er gesagt: „Ich stehe hier im Auftrage des Kaisers“. Das sollte heißen: Des Oheims Befehl, nicht mein Wunsch, hat mich hergeführt. Und dabei blieb's. Der Regent hielt sich zurück; wollte lieber unpopulär sein als in den Verdacht gerathen, Popularität zu suchen, am Ende gar seiner Familie eine dynastische Zukunft sichern zu wollen. War einundzwanzig Jahre lang jeden Augenblick bereit, dem legitimen Herrn des Landes den Platz zu räumen. Das Herzogthum gebieh unter der Regentschaft; aber der Regent wurde nicht geliebt. Die preußische Militärbehörde ging nicht immer behutsam und taktvoll genug vor, die Eisenbahnbehörde führte unkluge Pro- zesse und lehnte schließlich alle Mitglieder eines Oberlandesgerichtsjenates als befangen ab, die an die preußische Eisenbahnhoheit geknüpften Hoffnungen wurden arg enttäuscht: das Werden und Wachsen zweier Welfenparteien bewies, daß die Braunschweiger nicht zu- frieden waren. Die erste Reichstagswahl nach dem Tode des Herzogs Wilhelm brachte den Welfen nur zwölfhundert Stimmen; elf Jahre danach waren's zehntausend. Royalische-Ex- oberungen hat Preußens Bureaucratie also in Braunschweig nicht gemacht. Ein Anderes kam später hinzu: das sehr sichtbare Streben Wilhelms des Zweiten, den Welfenherzog zu verdrängen. Der verächtliche Fonds wurde zurückgegeben, beim Begräbniß des Erzherzogs Albrecht reichte Wilhelm in Wien Ernst August die Hand; und daß solche Begegnungen sich nicht oft wiederholten, war offenbar nicht des Kaisers Schuld. Schon hieß es, Ernst August werde sich mit Lüneburg, dem Fürstenthum Heinrich des Stolzen, begnügen; hieß es auch, sein Einzug in Braunschweig stehe bevor. Kein Wunder, daß die Brunonen und die Männer der Landesrechtspartei Hoffnung schöpften und Anhang fanden; ihre Agitation, die Jahre lang aussichtslos schien, konnte jetzt ja die Entwickelung beschleunigen und den „angeſtammten Herzog“ zurückführen. Die Dynastien, hat Bismarck gesagt, „bildeten überall den Punkt, um den der deutsche Trieb nach Sonderung in engeren Ver-

bänden seine Kräfte ansehte“. Das Provisorium behagt den Braunschweigern nicht mehr; hat ihnen schon viel zu lange gedauert. Die Hauptstadt will einen Hof, der ihr Geld zu verdienen giebt, das Land einen Herzog, der im Reich eine Stimme hat, die Sonderinteressen seines Staates wahrnimmt und sich nicht jedem berliner Wink zu fügen braucht.

Wer soll dieser Herzog sein? Wenn die jüngere Welfenlinie nicht in Betracht käme, könnte man an die ältere braunschweigische Linie denken; an den König von Württemberg, der von dem heldischen Führer der Schwarzen Schaar, und den Großherzog von Sachsen-Weimar, der von Goethes Freundin Anna Amalia von Braunschweig-Wolfenbüttel abstammt; allenfalls an den jungen Herzog Karl Borwin von Mecklenburg-Strelitz, einen Großneffen des in Hannover geborenen Prinzen Georg von Großbritannien, Herzogs von Cambridge. Ex jure sanguinis hat nur der Herzog von Cumberland Anspruch auf den braunschweigischen Thron. Kann er ihn besteigen? Als sein Vater, Georg der Fünfte, gestorben war, schrieb er an den König von Preußen (so, nicht als Deutschen Kaiser, sprach er ihn an, nannte ihn aber seinen „freundlichen Bruder und Vetter“); „Alle Rechte, Prerogative und Titel, welche dem König, meinem Vater, überhaupt und insbesondere in Beziehung auf das Königreich Hannover zustanden, sind kraft der in meinem Haus bestehenden Erbfolgeordnung auf mich übergegangen. Alle diese Rechte, Prerogative und Titel halte ich voll aufrecht. Da jedoch deren Ausübung in Beziehung auf das Königreich Hannover thatsächliche, für mich selbstverständlich nicht rechtsverbindliche Hindernisse entgegenstehen, so habe ich beschlossen, für die Dauer dieser Hindernisse den Titel Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Prädikat Königliche Hoheit zu führen.“ Die Unterschrift war eines souverainen Fürsten: Ernst August. Im selben Jahr 1878 holte er sich aus Dänemark die Frau; und in Kopenhagen kam zu einer dänisch-welfischen Demonstration gegen das Deutsche Reich. Der Kronprinz von Dänemark stellte der (immer zum Ninenkrieg gegen die bismärckische Politik bereiten) Kaiserin Augusta später die Sache falsch dar; und Bismarck schrieb an den König: „Ob die Eheschließung (Ernst Augusts mit der Prinzessin Thyra) überhaupt einen antideutschen politischen Hintergrund hatte, kann unerörtert bleiben; daß aber dabei eine Deputation von malcontenten und konspirirenden Unterthanen Eurer Majestät zu den Feierlichkeiten am dänischen Hof amtlich zugezogen wurde, widersprach den Traditionen benachbarter und mit einander in friedlichen Beziehungen lebender Souveraine. Weit darüber hinaus aber geht die Thatsache, daß die Mitglieder dieser welfischen Deputation mit dänischen Orden ausgezeichnet wurden, als ob sie amtlich das Gefolge des Herzogs von Cumberland bildeten. . . Wenn in dieser Sachlage Seine dänische Majestät selbst Eurer Majestät gegenüber einen direkten begünstigenden Schritt thäte, um jene bedauerliche Demonstration ungeschehen zu machen, so würde es sich meines ehrfurchtvollen Dafürhaltens empfehlen, ihn freundlich entgegenzunehmen. Aber einer mündlichen Aeußerung des Kronprinzen bei zufälliger Begegnung mit Ihrer Majestät der Kaiserin eine von Allerhöchstdieselben in Eurer Majestät Auftrag verfaßte schriftliche Auslassung folgen zu lassen, würde ich für zu viel halten. Es würde außerdem ein so weitgehendes Entgegenkommen von unseren weder ehrlichen noch diskreten Gegnern benutzt werden können, um die Situation so darzustellen, als ob Eure Majestät Allerhöchstdieselben im Gewissen gebrängt fühlten, irgend Etwas in dieser Sache wieder gut zu machen, während ein solches Gefühl doch nur auf dänischer Seite vorhanden sein kann.“ (Vielleicht ist's nicht unnützlich, heute, wo man dem Deutschen einreden möchte, der Däne liebe ihn gütlich, daran zu erinnern, wie früher bei uns solche Sachen behandelt und erledigt wurden.) Ernst August blieb standhaft. Auf das Patent, in dem er am achtzehnten Oktober 1884 der-

händete, er habe im Herzogthum Braunschweig-Lüneburg die Regierung angetreten, ließ Bismarck offiziös antworten: „Seine landeshoheitlichen Rechte würde der Herzog von Cumberland benutzen, um seinen Hof für weltliche Umtriebe herzugeben. Programm und Haltung der Welfenpartei machen es dem Reich unmbglich, diesen Bestrebungen einen archimedischen Punkt zu gewähren, wie ihn die Residenz eines souverainen Parteimitgliedes in Braunschweig ergeben würde“. Als fürstliche Freunde und einzelne Anhänger ihn drängten, durch den Verzicht auf Hannover den braunschweigischen Thron zu erkaufen, sagte Ernst August: „Ich bin der Sohn meines Vaters und werde entweder König von Hannover und Herzog von Braunschweig werden oder Herzog von Cumberland bleiben.“ Am zweiten Juni 1885 beschloß dann der Bundesrath: „Die Ueberzeugung der Verbündeten Regirungen auszusprechen, daß die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig, da er sich in einem dem durch die Reichsverfassung gewährleisteten Frieden unter Bundesmitgliedern widerstreitenden Verhältnis zu dem Bundesstaat Preußen befindet, und im Hinblick auf die von ihm geltend gemachten Ansprüche auf Gebietstheile dieses Bundesstaates mit den Grundprinzipien der Bündnißverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei“. Ernst Augusts Ruf nach „bundesfreundlicher Gesinnung“ verhallte.

Nur Warren können diesen Herzog höhnen und schelten. Er ist höchster Achtung würdig. Er könnte längst regiren, wenn er bereit gewesen wäre, Das zu opfern, was ihn Recht dünkt (und nach seiner Erziehung danken muß). Er ist Prinz von Großbritannien und Irland, Mitglied des englischen Oberhauses, Inhaber eines österreichischen Regimentes, dem Orientkönig, der Kaiserin Maria Feodorowna, dem dänischen und dem griechischen Hofe verschwägert. Nach seiner ganzen Vergangenheit für den Thron eines deutschen Bundesstaates nicht geeignet; auch wohl nicht geneigt, im zweiundsechzigsten Lebensjahre die Ueberlieferung zu verkünnen, für die vier Dezzennien hindurch gekämpft hat. Seit 1898 aber ist sein ältester Sohn, Prinz Georg, großjährig; und er, gegen den der Bundesrathsbeschluß vom zweiten Juli 1885 sich nicht richtet, wäre nach agnatischem Recht der nächste Thronanwärter, wenn sein Vater auf den Erbanspruch verzichtet hätte. Wird Ernst August sich zu solchem Verzicht entschließen? Und müßte Preußen dann im Bundesrath einen neuen Beschluß beantragen, um auch Georg von der Thronfolge im Herzogthum Braunschweig auszuschließen? Ruß es jedem Welfen den Weg zum Herzogthum sperren, wie Treitschke, der Vorurthe aus Sachsen, verlangt hat? Ich glaube: Nein.

Der Versuch, die Gens Guelfica für immer aus dem Dynastenduch zu streichen, wäre fruchtlos und thöricht. Das Haus Heinrichs des Löwen hat nicht schlimmer gesündigt als manche Fürstenfamilie, die der Enkel heute bei überfäumendem Pöbel als eine Zierde der Menschheit preißt. Wer ist denn ein Welfe? Sybel schrieb einmal: „Keinem Hannoveraner kann die Thatsache unbekannt sein, daß Georg der Fünfte gar kein Welfe, sondern der Nachkomme eines italienischen Fürsten, des Markgrafen Azzo von Este, war und daß dessen Geschlecht erst im zwölften Jahrhundert herrschende Macht in Niedersachsen gewonnen hatte.“ Bestritt also auch dem Sohn Georgs das Recht, sich einen Welfen zu nennen. Einerlei. Der Deutsche Kaiser hat, als Bichs Sohn, wahrscheinlich mindestens eben so viel Welfenblut in den Adern wie Ernst August. Auf Untersuchungen des besondern Castes wollen wir uns lieber nicht einlassen. Was wäre zu fürchten, wenn Ernst August auf den braunschweigischen Thron, Georg, bevor er das Erbe antritt, auf Hannover verzichtete? Daß der neue Herzog von Braunschweig, sobald Preußen und das Reich gefährdet wären, versuchen würde, Hannover aus den Fängen des schwarzen Adlers zu reißen? Danach würde er auch als Prinz oder Herzog von Cumberland trachten; und, scheint mir, mit mehr Aussicht auf Erfolg. Bismarck hat gesagt: „Selbst ein

persönlicher Verzicht des Herzogs von Cumberland auf die von ihm erhobenen Ansprüche auf Hannover würden der königlichen Regierung keine Bürgschaft für das Aufhören der auf die Verstreifung Hannovers gerichteten Bestrebungen der Welfenpartei gewähren.“ Das war einmal wichtig; und ist in gewissem Sinn heute noch. Jeder Verzicht bindet ja nur Den, der ihn mit seinem Namen deckt (deshalb könnte von Rechtes wegen nie das ganze Welfenhaus, sondern immer nur ein einzelnes Mitglied von der braunschweigischen Thronfolge ausgeschlossen werden: schon der Sohn des Ausgeschlossenen kann zu dem geforderten Verzicht ja bereit sein); und bindet auch ihn nur, bis er glaubt, das Band ohne Gefahr lösen zu können. Zeigt sich die Möglichkeit, Hannover wieder von Preußen zu trennen, dann wird jeder Enkel des blinden Königs sie nutzen; mag er im grundener Eril oder auf dem braunschweigischen Thron sitzen. Doch tempora mutantur. Noch 1884 konnte ein Schläuer zu den Bundesfürsten sprechen: Ich verzichte; und zu den Anhängern: Bis unsere Zeit gekommen ist; bleibt also wachsam! Heute wäre die Fortdauer welfischer Agitation unmöglich, wenn der Herzog zu Braunschweig und Lüneburg feierlich erklärt hätte, daß er den 1866 geschaffenen Rechtszustand anerkenne und Hannover nicht mehr für sein Haus fordere. Wäre nicht mehr als ein Chimärentraum, als die Hoffnung auf ein besseres Jenseits. Kein Verlust also zu fürchten; und beträchtlicher Gewinn zu erwarten. Die Braunschweiger hätten auf ihrem Thron den Welfenproffen, den sie jedem anderen Fürsten vorziehen würden. Preußen verlore die lästige Welfenpartei; verlore auch den Kafel, dem ältesten deutschen Fürstengeschlecht den vom Blut und vom Recht ihm gewiesenen Weg zur Herrschaft gesperrt zu haben. Und das Reich wäre eines Feindes ledig; eines, dem nicht nur in London, Peterssburg, Kopenhagen, sondern auch an deutschen Höfen willfährige Beistern und Vasen wohnen. Denn daß ein Cumberland, der mit dem Reich seinen Frieden gemacht, daß ein Herzog zu Braunschweig, der auf Hannover verzichtet hätte, in normalen Zeiten gegen den Reichsbestand draußen Bundesgenossen werben könne: dieser Wahn gedehlt nur auf der Hintertreppe. Ganz nutzlos ist das Säkulum seit den Tagen des Rheinbundes doch nicht verstrichen. Und schon im März 1892 hat Ernst Augustan den Deutschen Kaiser geschrieben: „Als deutscher Fürst liebe ich mein deutsches Vaterland treu und aufrichtig; und jedes den Frieden des Deutschen Reiches und der ihm angehörenden Staaten störende oder bedrohende Unternehmen liegt meinen Absichten fern“.

Die Welfen erinnern jetzt an die Thatfache, daß ihr König Ernst August 1848 dem aus Berlin entflohenen Prinzen Wilhelm von Preußen im Schloß Herrenhausen Odbach gewährt hat; dem selben Wilhelm, der dann den Sohn dieses Königs vom Thron stieß. Soll in Berlin nun vielleicht aufgejählt werden, was Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in der Zeit zwischen Barmy und Jena an Preußen gesündigt hat? Sentimentale Mahnungen sind in so ernster Stunde nutzlos. Das braunschweigische Volk hat unzweideutig gezeigt, daß es einen Herzog aus dem Welfenhaus haben will. Dieser Wunsch muß erfüllt werden, wenn der Herzog oder Prinz, dem der Thron von Rechtes wegen gebührt, den 1866 durchs preussische Schwert geschaffenen Zustand öffentlich anerkennt, öffentlich seinen Anhängern einschärft, die Wiederherstellung des königreichen Hannover dürfe fortan nicht mehr das Ziel sichtbaren oder heimlichen Strebens sein. Von den Welfenpartei selbst Erklärungen und Gelöbniße zu fordern, wäre unklug (nicht nur weil man papierne Gelübde nicht ohne Nothzwang häufen soll). Noch unklüger und obendrein gefährlich der Versuch, den Landtag sacht zu fördern und die Kandidatur eines Hohenzollern oder des einst dem Fürstenthum Lippe zugemutheten Schaumburgers durchzusetzen.



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von
BREMEN
nach
AMERIKA
New-York über Southampton - Cherbourg
LONDON PARIS
Baltimore - Galveston - Cuba
Südamerika: Brasilien - La Plata
Mittelmeer: Aegypten
Ostasien - Australien
Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben
Norddeutscher Lloyd
Bremen



Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

Circus Busch Taglich Abends 7 1/2 Uhr
„Aus der Pussta.“

Original-Manege-Schauspiel aus dem ungarischen Steppenleben in 2 Acten.
1. Act. Die Hochzeit in der Czardas. 2. Act. Die tolle Jagd.
Mons. Romeo: Ueberfahren eines lebend. Menschen m. e. 70 PS. Fiat-Automobil.
(Gewicht 30 Ztr. und 4 Insassen.)

Die grösste Tiger- u. Löwengruppe (noch nie gezeigt)
im Ringkampf mit dem Dompteur Willy Peters.
Auftreten sämtl. neuzug. Künstler und Künstlerinnen und dem Riesen-Gala-Programm

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).
Literatur: Dr. med. Max Aach, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrechen-
und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in allgemeinverständlicher
Darstellung. (Es beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 5./10. **Erdgeist.**
Sonnabend, den 6. u. Sonntag, den 7./10.

Das Wintermärchen.

Montag, d. 8./10. **Der Kaufmann von Venedig.**
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Kammerspiele

des Deutschen Theaters

Eröffnung Mitte Oktober

mit Ibsen's „**Gespenster**“

Prospekte mit allen Details über Repertoire,
Abonnementsbedingung, etc. versendet **kostenlos**
das Bureau des Deutschen Theaters.

Thalia-Theater

Täglich: Anfang 8 Uhr.

Wenn die Bombe platzt.

Sonntag d. 6./10. Nachm. 3 Uhr
Charleys Tante.

Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Eheschliessungen in England.

Führer d. d. betr. Gesetze und Ratgeber
für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag:
Brook & Co., 90 Queen St. London, E. C.

Wein-Restaurant

Leipziger Straße 94

— Otto

1. Etage. Täglich: Künstler-Concert. 1. Etage.

Gesellschaftsreisen nach allen Teilen der Erde.

Bewährte Führung. — Beste Verpflegung. — Grösster Comfort. — Keine Strapazen. — Programme kostenfrei.

Karl Riesel's Reisebureau, Berlin, Unter den Linden 57
gegründet 1870.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet des **Modernen Verlagsbureau**
Curt Wigand, Wilmersdorf (Berlin)-Leipzig betreffend Verlagswerke wie
Woernitz, „Ärztliches, Allzürztliches.“ **Fuchs-Liska**, „Blinde
Scheiben.“ **Brachvogel**, „Die Erben.“ **Palten**, „Vom Dr. Hons.“
Volland, „Eigner Herd“ usw. usw.

Ausserdem liegt unserer heutigen Nummer noch ein Prospekt bei der
Cigarren-Fabrik Ernst Leimkugel in Bremen.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 5. und Sonntag, den 7./10.
Der Jubiläumsbrunnen.
Sonnabend, den 6./10.

Der bürgerliche Edelmann. **Der Stammgast.**
Weitere Tage siehe Anschlagstafel

Lortzing-Theater

Belle Alliantestr. 7/8-Die Max Garrison.

Freitag, den 5./10. 7½ U. **Der Freischütz**
Sonnab., d. 6./10. 7½ U. **Der Barbier v. Sevilla**
Sonntag, den 7./10. 7½ U. „**Fra Diavolo.**“
Montag, den 8./10. 7½ U. **Der Waffenschmied**

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von **Julius Freund.**
Musik von **Victor Hollaender.**

Bender. **Massary.**
Joseph. **Giampietro.**
Phila Wolf.

Walhalla-Variété-Theater

Weinbergsweg 19/20 Am Rosenthaler Thor
Täglich Abends 8 Uhr
Das lustige Spezialitäten-Programm

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen
Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Eröffnung 20. Oktober 1906.

Eröffnung 27. Oktober 1906.

Komische Oper

Freitag, den 5./10. 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen

Sonnabend, d. 6. u. Sonntag, d. 7./10. 8 Uhr.

CARMEN.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Kleines Theater.
Freitag, den 5./10. **Ein idealer Gatte**
8 Uhr.Sonnabend, den 6., Sonntag, den 7. und
Montag, den 8./10. 8 Uhr.
Man kann nie wissen.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Folies Caprice
Lützenstr. 182 Ecke Friedrichstrasse.
Dir. Felix Berg.Täglich: **Der Generalkonsul.****Sünden der Väter.** Anfang
8 Uhr.
Lustspielhaus in Berlin
Freitag, den 5., Sonnabend, den 6., Sonntag,
den 7. und Montag, den 8./10. 8 Uhr.
Die von Hochsattel.

Sonntag d. 7./10. Nachm. 3 Uhr

Der Familientag.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

**Schneider-Duncker u. Nelson's
Cabaret
Roland von Berlin**

Potsdamerstrasse 127.

Täglich von 11—4 Uhr
auch Sonntags.Schneider-Duncker, Nelson, Dr. Peerhefer,
Th. Franks, Käse Erhelz.

Entree 3.20 Mk.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Dinners * Soupers

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

Stärkender u. Appetit
erregender Wein.
BYRRH
Jahresumsatz
6½ Millionen Flaschen

Auf allen Ausstellungen prämiert. (182 Med.)

VIOLET FRÈRES, THUIR (FRANKREICH.)
Zu haben in allen besseren Wein- und Delikatessenhandlungen,
Restaurants und sonst einschlägigen Geschäften.

Concordia, chemische Fabrik auf Aktien.

Auf Grund des in den Abendausgaben vom 22. d. M. in der Berliner Börsen-Zeitung und dem Berliner Börsen-Courier veröffentlichten Prospektes sind

Nominal M. 2 100 000 Aktien

Concordia, chemische Fabrik auf Aktien zu Leopoldshall

400 Aktien No. 1—400 zu je M. 1500, 1500 Aktien No. 401—1900 zu je M. 1000 zum Handel und zur Notiz an der hiesigen Börse zugelassen worden.

Hievon legen wir einen Teilbetrag von

nominal M. 700 000

unter den nachstehenden Bedingungen zur Zeichnung auf:

1. Die Zeichnung fand am

Freitag, den 28. September 1906,

an **unserer Kasse, Am Kupfergraben 4a,**

während der üblichen Geschäftsstunden statt. Prospekts und Anmeldeformulare sind bei uns erhältlich. Der frühere Schluss der Zeichnung bleibt uns vorbehalten.

2. Der Zeichnungspreis beträgt **202 1/2 %**, zuzüglich 4% Stückzinsen vom 1. Juli 1905 bis zum Tage der Abnahme. Der Schlussnotenstempel fällt dem Zeichner zur Last.

3. Bei der Zeichnung ist auf Verlangen eine Kautions von 5% des gezeichneten Betrages in bar oder börsengängigen Wertpapieren zu hinterlegen.

4. Die Zuteilung erfolgt sobald als tunlich durch schriftliche Benachrichtigung der Zeichner. Die Berücksichtigung jeder einzelnen Zeichnung unterliegt unserem Ermessen.

5. Die Abnahme der zuteilten Stücke hat gegen Zahlung des Preises (Nr. 2) am **Montag, den 6. Oktober ex.** zu erfolgen.

Berlin, im September 1906.

A. Reissner Söhne.

Herbst- Trauben-
Winterkuren

Oberwaid

bei St. Gallen (Schweiz) ob. d. Bodensee.

Sanatorium I. Rgs.

nach Dr. Lehmann.

Günstige Erfolge; auch

für Erholungsbedürftige; und

zur Nachkur geeignet. Aller Kom-

fort, elektrisches Licht, Zentral-Heizung,

2 Aerzte, 1 Aerztin. Illustrierter Prospekt frei.

Für

Blutarme, **Nervöse**

Dr. Klopfer-Glidine (Weizen-Lecithin-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.

In Apotheken, Drog.

Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen - Deutsche Levante-Linie Hamburg.



Regelmässiger
wöchentlicher Passagierdienst
zwischen

**MARSEILLE · GENUA ·
NEAPEL · PIRÄUS ·
SMYRNA · KONSTANTINOPEL ·
ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM**
und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt
zum Besuch der Sehenswürdigkeiten.
Unterbrechung der Reise gesfattet.
Wegen Fahrkarten Auskunft über Reisen u. a. wende
man sich ausschliesslich an:

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.

Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Arztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Sanatorium in Meiningen

in Thüringen für Nervenranke u. Entziehungskuren.

Moderne physikalisch-dietetisch geleitete Anstalt mit
familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. Carl Adolf Passow. J. 55.

Für Gesellschaft, Reise und Sport
uneventbehrlich

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes

Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituosos Waschenüberflüssig
Gesetzl. gesch. Arztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u.
Friseurgeschäften oder direkt durch

Pallabona-Vertrieb, München 66.

In 4. Auflage 1906 erschien: Der Marquis de Sade und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur- u. Sittengeschichte
d. 18. Jahrhds. m. bes. Bezieh. z. d. Lehre v. d.

Psychopathia Sexualis

von Dr. Eugen Dührer.

573 S. Eleg. br. M. 10,—, Leinwbd. M. 11,50.

Ferner in 7. Auflage:

Geschichte d. Lustseuche

im Altertum nebst ausführl. Untersuch. Eb.
Venus-u. Phalluskult, Bordelle, Nonsos, Theleia
Päderastie u. and. geschichtl. Ausschweifgen.
d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum. 435 Seit,
Eleg. br. M. 6,—, Leinwbd. M. 7,50. Prospekt
u. Verzeich. üb. latein. u. sftgeschichtl. Werke grat. frank.
H. Bartsdorf, Berlin W 80, Halsburgerstr. 10.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entwöhnungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Sensationeller Erfolg deutscher Industrie!

Die „Kanzler“- Schnell- Schreibmaschine



kostet nur **350 M.** und übertrifft an Leistungsfähigkeit selbst Marken, die **600 M.** kosten

Zuletzt in Wien gegen amerikanische und deutsche Konkurrenz mit der höchsten Auszeichnung und Ehren-Diplom zur goldenen Fortschrittsmedaille
 :: :: :: ausgezeichnet :: :: ::

Die „Kanzler“-Schnell-Schreibmaschine ist nach dem gegenwärtigen Stand der Technik das vollendendste auf dem Gebiete der Schreibmaschinen-Industrie!

Im Gegensatz zu allen and. Systemen, die sich im Prinzip mehr od. wenig, gleichen, repräsentiert

die „Kanzler“ eine Klasse für sich!

Verlangen Sie Kataloge von der Aktien-Gesellschaft für Schreibmaschinen-Industrie, Berlin SW., Puttkamerstr. 15.

MULTIPLIX
Gasfernzünder

DER BESTE DER WELT
HIER IM BETRIEB ZU SEHEN

Dieses Plakat finden Sie bei den Vertretern der „Multiplix“-Industrie, Gasfernzünder-Ges., Berlin W. 8, Bismarckstr. 15. Besuchen Sie uns, wenn Sie Anfragen gerne die Namen Ihrer Vertreter an allen Plätzen

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad HERINGSDORF

(nur Sand-Strand)

„KURHAUS“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald, 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

„Observer“

Unternehmen für
Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,

liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungs-Ausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis.

Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen in-
himen Reiz einzufüllen, das persönliche
Leben zu erweitern Wissenschaftl. Original-
Methode, **psycho-graphologische Praxis** seit
1895. Auf **triebliche** Anträge kostenlos:
seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für
die Beschreibung ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 2.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Die Heizung der Zukunft.

Eine Wärmequelle
ohne Rauch
ohne Russ,
ohne Ausdunstung,
sauber,
bequem,
stets betriebstfertig.

Keine Bedienung erforderlich!

Von Autoritäten als die gesündeste Heizung
anerkannt.

Elektrische Kryptol- Patronen- Oefen

Kryptol, G. m. b. H.,
Bremen.

Verlangen Sie Preisliste 110.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Journalisten-Hochschule

Berlin W. 35, Steglitzerstr. 84.
Beginn d. Wint.-Sem. 16 Okt. Prosp. gratis.
Der Leiter: Dr. jur. R. Wrede.

Herbst- u. Winterkuren.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreibberghaus.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhof)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit
eingerrichtet. Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder
Administration in Berlin S-W,
Möckerstr. 118.

Das Haus

MOËT & CHANDON

besitzt in dem besten Lagen der
Champagne mit 150 Hectar
ca. 3000 preuß. Morgen
mehr Weinberge, als seine erst-
klassigen Konkurrenten zusammen.
 Zur Zeit der Reife beschäftigt das Haus
Moët & Chandon ca. 5000 Personen
 Der Besitz der besten Lagen sowie eine
über 150 Jahre alte Praxis in der
Behandlung der Weine bedingt
 die stets gleichmäßig vorzügliche
 Qualität von
White Star „sec“
Franciscien Erzeugnis